

DECLASSIFIED AND RELEASED BY
CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY
SOURCES METHODS EXEMPTION 3829
NAZI WAR CRIMES DISCLOSURE ACT
DATE 2003 2006

DIE Weltbühne

Wochenblatt der Kunst, Kunstwissenschaft,
Kritik und Geschichte
Herausgegeben von Hermann Kahl
Zweiter Band von Carl Oesterley
Neubearbeitet von Carl Oesterley
mit Hans Kahl

Das Buch ist ein wertvolles Dokument der deutschen Kulturgeschichte. Es enthält eine große Anzahl von Aufsätzen, die von den besten Autoren der Zeit verfasst wurden. Die Aufsätze behandeln eine Vielzahl von Themen, darunter die Kunst, die Literatur, die Wissenschaft und die Geschichte. Das Buch ist in zwei Bänden unterteilt und ist in deutscher Sprache verfasst. Es ist ein wichtiges Werk für die deutsche Kulturgeschichte und für die Kunstwissenschaft.

Verlag
Herausgeber
Redaktion

Verlag
Herausgeber
Redaktion

Korea - heute

von unserm genfer Sonderkorrespondenten

Schon Ende 1950 muß das Pentagon erkannt haben, daß es amerikanischen Stoßtruppen und ihren Hilfskräften nunmehr möglich sein würde, die Volksrepublik Korea mit Waffengewalt liquidieren und den Herrschaftsbereich Syngman Rhee, wie es ursprünglich geplant war, bis zum Yalu auszudehnen. Vom militärischen Standpunkt aus wäre es schon damals das Vernünftigste gewesen, schleunigst einen Waffenstillstand abzuschließen und weiteres sinnloses Blutvergießen zu vermeiden. Doch von einer solchen raschen Lösung des Koreakonfliktes wollten die Politiker in Washington nichts wissen, und zwar aus einem für sie sehr triftigen Grunde. Sie hatten nämlich am 25. Juni 1950 einen Krieg nicht zuletzt deshalb provoziert, weil in den Monaten vorher das wirtschaftliche und damit auch das politische Übergewicht der Koreanischen Volksrepublik gegenüber Südkorea derart massiv und augenfällig geworden war, bereits sein bloßes Vorhandensein katastrophale Auswirkungen auf das Regime von Söul zu zeitigen begann. Die Landreform in Nordkorea und die damit verbundene merkliche Hebung des Lebensstandards der bäuerlichen Massen bereiteten den südkoreanischen Feudalherren zunehmende Schwierigkeiten. Die rasche Erweiterung der verstaatlichten Industrie nördlich des 38. Breitengrades und die daraus resultierenden besseren Löhne der Arbeiterschaft beschäftigten das südkoreanische Proletariat immer stärker. Dazu kam, daß der südkoreanische Apparat, korrumpierte, mit japanfreundlichen Kollaborateuren durch den volksfeindlichen Verwaltungsapparat Südkoreas von der nördlichen Arbeiter- und Bauernmacht grell abstach.

Für das Regime von Söul und dessen amerikanische Väter war angesichts der wachsenden Opposition der südkoreanischen Bevölkerung somit die Vernichtung des immer kräftiger wirkenden politischen Magneten im Norden Koreas zu einer Lebensfrage.

Ende 1950, als die amerikanischen Interventionstruppen nach erfolglosen Yalu-Offensive wieder am 38. Breitengrad standen, wurde jedoch der wirtschaftspolitische Magnet im Norden Koreas keineswegs zerstört. So kam es, daß damals der amerikanische Krieg gegen Nordkorea unerhörte, bis dahin nie gesehene Ausmaße annahm. Das Kriegsziel Washingtons bestand fortan darin, die Koreanische Volksrepublik mittels Millionen Tonnen Sprengstoff Napalm und mit biologischen Vernichtungswaffen in eine auf Jahrzehnte hinaus unbewohnbare Wüste zu verwandeln. Ganze Städte sollten von der Landkarte verschwinden, als hätten sie nie zu existiert. Jede Spur menschlicher Arbeit sollte ausgetilgt werden.

Adressat

Westdeutsche Arbeiter

Bitte die Besondere Sammelkategorie nicht übersehen

DIE WIDERTÜNDIG

Im Weltfrieden ist man gekommen. Sie können alle Zeitungen zu jeder Zeit - nicht nur während - von uns direkt erhalten. Die Weltfriedensbewegung ist ein wichtiger Bestandteil der Weltbewegung. Jede Bewegung ist ein wichtiger Bestandteil der Weltbewegung. Jede Bewegung ist ein wichtiger Bestandteil der Weltbewegung.

Bitte die Besondere Sammelkategorie nicht übersehen

Bitte

Liebe Weltfriedensbewegung

Schneidet die Besondere Sammelkategorie nicht übersehen. Artikel und Briefe sind direkt in Ihren Postkasten und Briefkasten nach Westdeutschland. Die Besondere Sammelkategorie ist ein wichtiger Bestandteil der Weltbewegung.

Der Weltfriedensbewegung

auf daß man in Südkorea nie mehr mit Sehnsucht von den Fortschritten des Nordens spräche.

Wir alle wissen, — ohne die Missetaten der deutschen Nazi-Luftwaffe zu ignorieren — was der totale Luftkrieg der westlichen Alliierten in Deutschland angerichtet hat. Wir wissen aber auch, daß schon Ende 1951 mehr Sprengstoff auf das flächenmäßig viel kleinere Nordkorea abgeworfen worden war als auf Deutschland während des ganzen zweiten Weltkrieges. Trotz unseren reichlichen eigenen Luftkriegserfahrungen dürfte es uns daher schwerfallen, uns das wirkliche Ausmaß der Zerstörungen in Nordkorea vorzustellen, und noch schwieriger dürfte es dementsprechend für uns sein, eine Vorstellung von den sich daraus ergebenden Problemen des Wiederaufbaues in Nordkorea zu erhalten.

Auf unser Verlangen hin, näheren Aufschluß über diese Fragen zu erhalten, hatten einige nordkoreanische Pressevertreter und Mitglieder der Delegation dieser Tage die Freundlichkeit, den genfer Korrespondenten der Weltbühne zu einem längern Gespräch nach dem Sitze der Nordkoreaner, in die Villa „Les Cèdres“ in Versoix, einzuladen. Wir trafen unsere nordkoreanischen Freunde und Kollegen an einem strahlenden Frühlingsmorgen im sonnigen Gartensaal des Sitzes, inmitten einer Umgebung, die Ruhe und Frieden ausstrahlte. Wie wir es schon einmal anlässlich unseres Interviews über die UNO-Wahlen in Südkorea erlebt hatten, waren unsere Gastgeber auf die bevorstehende Diskussion bereits gründlich vorbereitet und reichlich mit authentischem, völlig neuem, direkt aus Pjongjang stammendem Tatsachenmaterial versehen. Es enthielt eine derartige Fülle von bezeichnenden Einzelheiten, daß es uns schwerfällt, die richtige Auswahl zu treffen. Beginnen wir daher mit der Basis, auf der die gegenwärtigen Wiederaufbauarbeiten beruhen, mit dem Plan

Sein Hauptmerkmal dürfte darin bestehen, daß er nicht bloß vorsieht, innerhalb von nur drei Jahren das ungeheuerliche Ausmaß der Kriegsschäden zu beseitigen, sondern gleichzeitig auch in demselben Zeitraum die nordkoreanische Wirtschaft grundlegend umzubauen. Bis Ende 1956 werden aus Nordkorea die letzten noch vorhandenen Überreste der alten, aus der japanischen Besetzungszeit herstammenden Kolonialwirtschaft ausgemerzt sein. Das bedeutet, daß neben dem ohnehin zu leistenden einige wichtige Grundstoffindustrien weitgehend neu aus dem Boden gestampft werden müssen, damit die bis 1945 größtenteils exportierten mineralischen Rohstoffe fortan im Lande selbst verarbeitet werden können. Dazu wird nach Erfüllung des Planes die gesamte nordkoreanische Produktion auf modernsten Verfahren und Apparaturen beruhen, im Unterschied zur Vorkriegszeit. Von besonderem Interesse dürfte sein, daß in sämtlichen Wiederaufbauplänen die sich auf kleine und mittlere Betriebe stützende Privatwirtschaft ebenfalls stark berücksichtigt wird. Den pri-

vaten Unternehmern stehen zum Auf- und Ausbau ihrer Werkstätten und Fabriken reichliche Kredite zu außerordentlich günstigen Bedingungen zur Verfügung.

Bevor man ernstlich an den Wiederaufbau der Produktionsstätten gehen konnte, galt es erst einmal, das vollkommen zerstörte Verkehrsnetz wieder verwendungsfähig zu machen. Die amerikanischen Flieger hatten auf diesem Gebiet radikale Arbeit geleistet. Dort, wo vor dem Kriege einmal Eisenbahnlinien vorhanden gewesen waren, existierten im Frühjahr 1953 zum großen Teil nicht einmal mehr die Dämme, von den Schienen, Schwellen und Signaleinrichtungen ganz zu schweigen! An ihrer Stelle fand man lediglich noch Bombenkrater, und zwar im Durchschnitt je zwei auf drei Meter! Dennoch gelang es den Eisenbahnspezialisten — man weiß nicht wie —, innerhalb unglaublich kurzer Frist nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes bereits wieder die Hauptlinien dem Verkehr zu übergeben. Der erste Zug, der nach Jahren wieder über nordkoreanische Gleise rollte, konnte sich schon am selben Tage, da die Feindseligkeiten eingestellt wurden, in Bewegung setzen.

Um den Wiederaufbau zu sichern, galt es zunächst, die Baumaterialfrage zu lösen. Auch auf diesem Gebiet bedurfte es zunächst einmal Leistungen, die als wunderbar zu bezeichnen sind. Schon im Laufe der letzten drei Monate des vergangenen Jahres konnten nicht weniger als 14,632 Millionen Backsteine hergestellt werden, und zwar in Fabriken, die ihrerseits noch erst im Wiederaufbau standen. Am Rande sei erwähnt, daß diese Ziffer den Plan um 450 Prozent übertraf und bereits größer war als die entsprechende Vorkriegsproduktion. Sie kann nur dadurch erklärt werden, daß sich vorerst einmal Hunderttausende von Nordkoreanern mit brennendem Eifer und Fleiß daran machten, Tag und Nacht Bausteine zu erzeugen. In allernächster Zeit wird übrigens die Baustoff-Frage endgültig gelöst sein. Dieser Tage nimmt eine völlig neu errichtete Ziegelbrennerei in Daesong die Produktion von 100 Millionen Backsteinen pro Jahr auf, während im Februar 1954 in Seung Ho Ri bei Pjongjang ein riesiges Zementwerk zu produzieren begann. Es mußte ebenfalls völlig neu geschaffen werden. Mit Hilfe sowjetischer Experten und sowjetischen Materials gelang es dort, in einzigartiger Rekordzeit zwei gigantische elektrische Brennöfen von je 515,5 Metern Länge zu montieren und betriebsbereit zu machen. Daesong und Seung Ho Ri werden auf Jahre hinaus Herzkammern des nordkoreanischen Wiederaufbaues sein.

Ganz übel standen die Dinge auf dem Gebiet der Grubenindustrie. Die meisten Förderanlagen über Tag waren vernichtet und nicht wenige Schächte im Laufe des Krieges ersoffen. Es ist erstaunlich, daß während des Krieges in einigen Gruben überhaupt noch gearbeitet werden konnte, und noch mehr verblüfte uns die Mitteilung, daß trotzdem schon im Jahre 1953 die Förderung von Erzen verschie-

dener Art gegenüber dem Jahre 1952 um mehr als 100 Prozent gesteigert wurde. Wissen wir doch, daß keine andere Industrie derart umfanglicher und komplizierter Hilfsapparaturen und Maschinerien bedarf, wie der Bergbau. Wir hätten es als normal und durchaus verständlich angesehen, wenn die nordkoreanische Grubenindustrie noch auf Jahre hinaus lahmgelegen hätte. Der Umstand, daß bereits heute wieder trotz allen Schwierigkeiten Erze gefördert werden, illustriert nach unserer Meinung deutlicher als alles übrige die ans Unwahrscheinliche grenzenden Aufbauleistungen des koreanischen Volkes.

Erst vor wenigen Monaten setzte die Regierung von Pjongjang ein Gesetz über die Hebung des Lebensstandards in Nordkorea in Kraft. Solche Gesetze mögen sich in einem vom Kriege praktisch restlos verwüsteten Lande auf den ersten Blick seltsam ausnehmen. Doch sie gewinnen Gestalt, wenn man vom raschen Aufbau der Konsumgüterindustrie hört. Da existiert in Pjongjang eine Textilfabrik. Sie befand sich noch im Aufbau, als der Krieg ausbrach. Die amerikanischen Bomber nahmen sich ihrer mehrmals besonders an und pulverisierten sie im wahrsten Sinne des Wortes. Im November 1953 gingen dann die Arbeiterinnen und Arbeiter jenes Werkes daran, die Trümmer zu beseitigen. Unterstützt von Einheiten der Volksarmee und chinesischen Freiwilligen wuchsen bald darauf mitten im Winter neue Grundmauern empor; Steine und Beton aus Daesong und Seung Ho Ri...! Heute arbeitet die Fabrik bereits, und zwar mit nicht weniger als 1320 Spinnmaschinen und 220 Webstühlen; sie produzierte bereits Ende 1953 acht Tonnen Textilien pro Tag. Doch nach Feierabend verwandeln sich die Weber nach wie vor in Bauarbeiter und arbeiten weiter an der Ausdehnung ihres Werkes; es soll zu einem Kombinat mit 60 000 Spindeln und 2600 Webstühlen werden. Sowjetische Techniker beteiligen sich an der Montage der aus der UdSSR stammenden maschinellen Einrichtung. Und wenn am Ende dieses Jahres die Leistungen der koreanischen Werk tätigen plus denen der Soldaten der Volksarmee plus denen der sowjetischen Techniker die geplanten 60 Millionen Meter Baumwollstoff ergeben, wird sich in Pjongjang kein Mensch darüber wundern. Man wird lediglich feststellen, daß dem Gesetz zur Hebung des Lebensstandards durch Förderung der Leichtindustrie, wie vorgesehen, deutlich wahrnehmbar Achtung verschafft worden ist!

Von entscheidender Wichtigkeit für die Realisierung jenes Gesetzes ist die Entwicklung der Landwirtschaft. Zu Ende des Krieges existierte in Nordkorea praktisch überhaupt kein Nutzvieh mehr. Einen Teil davon hatten die amerikanischen Invasoren bereits im Herbst 1950, als sie zum Yalu durchzubrechen versuchten, aufgefressen. Der Rest wurde von amerikanischen Fliegern Stück für Stück abgeschossen. Da nun aber in der kleinbäuerlichen nordkoreanischen Landwirtschaft die Zugtiere eine entscheidende Rolle spielten, galt

es vorerst einmal, sich intensiv mit dieser Seite des Agrarproblems zu befassen. Die Frage wäre ohne großzügige und vor allem rasche Hilfe der Sowjetunion und der Volksdemokratien nicht zu lösen gewesen. Doch kaum war der Krieg zu Ende, schalteten sich diese ein, und riesige Viehherden überschritten die Yalubrücken. Aus der Mongolischen Volksrepublik trafen 100 000, in Worten: hunderttausend, Pferde ein. Aus China und anderen Ländern kamen Schafe, Kühe, Schweine etc. Die staatlichen Viehzuchtanstalten konnten dazu übergehen, den Bauern Jungtiere unter der Bedingung auszuleihen, daß sie nach der ersten Fortpflanzung wieder zurückerstattet würden. So kommt es, daß praktisch heute schon jeder Bauer wieder sein Vieh im Stalle hat, und vor allem, daß in der Stadt das Fleisch bereits um ganz beträchtliches im Preise gesunken ist und die Kinder täglich Milch bekommen können. So kommt es ferner, daß die Pläne der Regierung zur Ausdehnung der Ackerflächen einen durchaus realen Hintergrund haben. Ohne Zugvieh wären die zur Zeit in Ausführung begriffenen Projekte, an der Westküste durch riesige Deichbauten, ähnlich wie in Holland, dem Meer bebaubares Land abzutrotzen, sinnlos und vermessen. So aber werden sie dazu beitragen, daß in spätestens zwei bis drei Jahren die nordkoreanische Agrarproduktion den Vorkriegsstand nicht nur erreicht, sondern übertreffen haben wird. Dasselbe gilt auch für die Arbeiten, die augenblicklich in den Bergen des Nordens zur Wiederherstellung der künstlichen, für die Bewässerung der Reisfelder lebenswichtigen Staubecken unternommen werden... Wiederherstellung? Auch hier gehen die in Angriff genommenen Objekte weit über das hinaus, was vor dem Kriege vorhanden und dann von den amerikanischen Flugzeugen zerstört worden war.

Mehr als drei Stunden erzählten uns unsere nordkoreanischen Freunde in ihrem Gartenzimmer unter den grünen Bäumen von Versoix von dem, was sich zur Zeit in ihrer Heimat tut. Was uns dabei am meisten in Atem hielt, war die Selbstverständlichkeit, mit der sie von beinahe ungläublichen Dingen berichteten. Im Tone ihrer Ausführungen widerspiegelte sich jene Art von selbstverständlichem Heldenmut, mit dem das koreanische Volk drei Jahre lang dem amerikanischen Angriff widerstand und mit dem es jetzt sein Land zu neuem Leben erweckt.

Begreiflich, daß Washington sich mit dem Gedanken, freie, demokratische Wahlen in ganz Korea abzuhalten, unter keinen Umständen befreunden kann! Denn wie anders würden solche Wahlen aussehen als mit einem überwältigenden Plebiszit der Arbeiter für ihre eigenen, von ihnen selbst wieder aufgebauten Fabriken und der Bauern für ihre eigenen Felder? Und wie anders könnten angesichts der dargestellten Tatsachen die Werk tätigen Südkoreas wählen als ihre Brüder im Norden...?

Die Pfeiderer-Initiative der „Freien Demokraten“

von Engelbert Brill (Frankfurt/M.)

Langsam wie bei einer Zeitlupenaufnahme und mit größtmöglicher Anschaulichkeit stürzt jetzt die ganze westdeutsche Wiedervereinigungspolitik in sich zusammen. Sie beruhte bisher auf der von den USA ausgeliehenen Stärke, und nachdem diese USA-Stärke selbst ihren fiktiven Überhang preiszugeben gezwungen ist, kommt der Bonner Schwindel sofort in vollem Umfang zum Vorschein. Adenauer hat bisher nie anders gedacht und argumentiert als etwa so: Verhandlungen mit dem Osten stehen außer Betracht. Die vorbehaltlose Westintegration, die Anlehnung also an die USA und ihre Rollback-These, wird aber zur Folge haben, daß eines Tages auf diesem Wege auch die beiden politisch divergierenden Deutschländer wieder vereinigt werden können, und dies sei sogar die einzig sinnvolle und erfolgversprechende Art einer deutschen Wiedervereinigung.

Das klang absurd und war es natürlich auch. Der Hintergedanke dieses hartnäckig propagierten Schwindels war der Krieg. Daher sah Adenauer auch in der Wiederaufrüstung Westdeutschlands sein wichtigstes Anliegen. Daher auch die extreme innere Restauration der Bundesrepublik, deren einziges Kräfte-reservoir eben die Möglichkeit einer neuerlichen Faschisierung darstellte. Und mit all dem ist es nun seit der Berliner Konferenz der vier Außenminister und erst recht seit Beginn der Genfer Fünferkonferenz plötzlich zu Ende. Als sich John Foster Dulles grollend nach Washington zurückzog, nicht ohne vorher noch seinem Scelba die moralische Rückzugsdeckung befohlen zu haben, entfielen sämtliche Voraussetzungen der Adenauer'schen Wiedervereinigungsfiktion. In diesem Moment trat auf den Plan... nicht die SPD, nein, denn sie hatte wieder einmal „andere Sorgen“, sondern die Partei der Freien Demokraten, die FDP, die sich eben in Thomas Dehler ein neues Oberhaupt gegeben hatte. Die FDP, Teilnehmerin der Adenauer'schen Regierungskoalition, wies mit ihrer Pfeiderer-Initiative dem verfahrenen Karren der bundesrepublikanischen Wiedervereinigungspolitik zu gegebener Stunde einen möglichen Ausweg.

Die „Freien Demokraten“ gelten seit jeher schon, also seit 1946, da sie sich parteipolitisch zu formieren begannen, und seit 1949, da sie in Bonn Koalitionspartner wurden, als parlamentarische Vertretung der Schwerindustrie und der Hochfinanz. Sie sind hierin die Nachfolger der Hugenberg-Partei, der Deutschnationalen, und der Deutschen Volkspartei, ihrer ideologisch weniger belasteten Abspaltung während der Weimarer Ära. Die kapitalistische Schwerindustrie will nun natürlich den Krieg als die für sie günstigste Profit-chance, doch wenn einmal gerade der Krieg aus der Zahl der realpolitischen Möglichkeiten ausscheidet, dann will sie unter Umständen auch anderes, z. B. den Osthandel. Was nun freilich die FDP von heute betrifft, so mischen sich in ihr hochkapitalistische Antriebe mit liberalen Defensivtendenzen. Das ist aus der besonderen Lage der Bundesrepublik heraus zu verstehen. Die Vorherrschaft der „christlich-

demokratischen“ Unionsparteien (CDU und CSU) in Westdeutschland hat eine quasi totale römisch-katholische Klerikalisierung des öffentlichen Lebens zur Folge gehabt, die ihrerseits dem Konfessionsproporz keineswegs entsprach. Die Bundesrepublik ist, wenn man das einfache Mehrheitsprinzip anwendet, immer noch eher ein protestantischer als ein katholischer Volkskörper. Gleichwohl herrscht heute in ihr der katholische Kleriker auf allen Kulturgebieten, und die zahlenmäßig stärkste Parteiengruppe, die Unionsparteien, setzt in wachsendem Maße ihren Ehrgeiz darein, diese Klerikerherrschaft auch machtpolitisch zu unterbauen. Dagegen vor allem wendet sich der Schrumpfliberalismus der Freien Demokraten, seitdem die Wahl Dehlers zum Parteivorsitzenden die inneren Zwistigkeiten zwischen dem deutschnationalen und nazifreundlichen und dem bürgerlich-demokratischen und liberalen Flügel beendet hat. Dehler und Pfeiderer sind in diesem Sinne sogar so etwas wie Ideen-Erben des alten Reinhold Maier, des gewesenen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg. Maier, der jetzt nur noch einfacher Bundestagsabgeordneter ist, wirkt in Dehler und Pfeiderer sozusagen ideologisch weiter, auch wenn er nach außen hin zu „passen“ scheint. Es besteht auch kein Zweifel, daß dem Dr. Maier ein Comeback als Politiker der ersten Garnitur nicht verwehrt sein wird, aber das hat wohl die Beendigung der Ära Adenauer zur Voraussetzung und ist also im Augenblick noch nicht aktuell.

Die jetzige außenpolitische und kulturelle Fronde der FDP gegen den Adenauer-Kurs, an dem sie selbst doch als Koalitionspartei Teil hat, ist den Umständen entsprechend bedingt durch einen Ausfall der SPD, der offiziellen parlamentarischen Bonner Opposition, auf beiden Gebieten. Die westdeutsche Sozialdemokratie ist seit 1949 in noch höherem Grade eine blockierte, eine „eingemauerte“ Opposition, als sie es in der letzten Phase der Weimarer Zeit schon war. Seit der Ziehung des Trennungsstriches gegenüber dem Kommunismus kann diese Partei weder der Adenauer'schen USA-Hörigkeit anderes entgegenzusetzen als außenpolitische Flunkereien noch dem machtgerigen Kleriker irgendwie Einhalt tun. Im Gegenteil, die SPD hält sich außenpolitisch ängstlich im Adenauer'schen Kielwasser, sowie es nur ernstlich darauf ankommt, und für den römisch-katholischen Klerikalismus ist sie, z. B. in Bayern, eher eine Stütze als ein Hindernis. Genau hierauf gründete sich nun die große Chance der FDP, die ja auch allein bei den kommenden Länderwahlen den Stimmenanteil, den die Unionsparteien verlieren müssen, auffangen wird. Sie, nicht die SPD, ist also in diesem kritischen Moment der westdeutschen Gegenwart am Zug. Aber auch als Persönlichkeit hat Thomas Dehler, wiewohl ein passionierter Sonntagsschwätzer, eine etwas bessere Position als der subalterne Erich Ollenhauer.

Und nun, nach soviel Einleitung, endlich zur Pfeiderer-Initiative selbst! Die Zeitungen meldeten, daß der Bundesvorstand der FDP dem Gedanken seines Mitglieds Dr. Karl Georg Pfeiderer, durch Entsendung einer westdeutschen Parlamentarier-Delegation nach Moskau die Bonner Außenpolitik aus der Sackgasse wieder herauszuführen, offiziell zugestimmt hat. Diese Zustimmung erfolgte, wie man

ebenfalls den Zeitungen entnehmen konnte, nach einem zähen Palaver mit Adenauer, der sich wie in alles so auch in diese parteiinterne Beratung der FDP eingeschaltet hatte. Die „Freien Demokraten“, die, obgleich Koalitionspartner Adenauers, den radikalen Westintegrationskurs des Kanzlers nicht mehr wie bisher voll mitverantworten möchten, wollen auf diese Weise die nötige Vorarbeit leisten für einen diplomatischen Kontakt der Bundesrepublik mit der Sowjetunion, und es liegt ja nun wohl auf der Hand, daß dies im Adenauer-Bereich ein grundstürzendes Novum wäre. Gewiß, es wäre ein durchaus realpolitisches und zeitgemäßes Novum, aber was ist Realpolitik auf weiteste Sicht schon für einen Kreuzzügler wie den westdeutschen Kanzler! Adenauer wird in dieser Hinsicht nur der äußersten Notwendigkeit im Sinn der Erhaltung seiner eigenen Machtposition Rechnung tragen; die Freien Demokraten aber wollen rechtzeitig vorbauen, sie wollen verhindern, daß der deutsche Weststaat demnächst den Bankrott der amerikanischen Rollback-Politik mit ausbaden muß. Außerdem wollen die Freien Demokraten auch innenpolitisch gegenüber den Unionsparteien, deren Mitläufer sie heute noch sind, wieder flottwerden, ein ebenfalls sehr wichtiges Moment im Hinblick auf die in diesem Jahre noch fälligen Länderwahlen. Und schließlich und endlich drängt hier, wie gesagt, die westzonale Wirtschaft, deren sogenannter Ostauschuß eben die Entscheidung einer mehrköpfigen Handelsdelegation nach Moskau beschlossen hat, die noch vor Pfingsten an Ort und Stelle sein soll.

Nun ist bei der Beurteilung dieser Entwicklungen heute schon zweierlei zu bedenken. Der sogenannten Pfeleiderer-Initiative fehlt fürs erste noch die erforderliche innere Konsequenz. Das drückt sich darin aus, daß man jetzt, auf Adenauers Intervention hin, wieder die Zeitpunkt-Frage in den Vordergrund rückt und erklärt, dies alles müsse ja nicht gleich sofort geschehen, und daß man, zweitens, betont, ein Kontakt mit der Sowjetunion enthebe einen der Notwendigkeit, auch mit der DDR zu sprechen. Da hört man z. B. aus führenden FDP-Kreisen Meinungen, die besagen, daß eine solche Kontaktnahme mit dem Osten die entschiedene Westintegration à la Adenauer keineswegs ausschließe. Das dürfte denn doch nicht ganz richtig sein. Bei allem Verständnis für das Bestreben des Bankrotteurs, seinen Bankrott als eine schlichte Betriebsumstellung zu interpretieren, muß festgestellt werden, daß eine erfolversprechende Kontaktnahme mit der Sowjetunion auf die Dauer unvereinbar sein dürfte mit einem Festhalten an der Dulles-Adenauer'schen Rollback-Politik und der dabei vorgesehenen antisowjetischen Remilitarisierung unter Hitler-Generälen. Je eher die Bonner Dilettanten das berücksichtigen, desto besser ist es für sie. Außerdem sollten sie aber auch der Idee Valet sagen, daß sich auf diese Weise die Deutsche Demokratische Republik überspielen ließe. Das ist so wenig der Fall, wie sich bisher die Spekulationen der Amerikaner und der Briten auf eine automatische Veruneinigung des neuen Chinas mit der Sowjetunion erfüllt haben. Im Gegensatz zu solchen Beschönigungen und Selbsttäuschungen verhält es sich demnach schon eher so, daß das zunehmende Scheitern der amerikanischen Rollback-Politik, die die

letzten fünf Jahre beherrscht hat, für die deutschen Westzonen die zwingende Notwendigkeit mit sich brachte, einen ersten diplomatischen Kontakt mit der Sowjetunion anzustreben, und daß man froh sein sollte, wenn die Sowjetunion diese Tastversuche überhaupt ernstnimmt. Ferner hat dieselbe Ursache auch den Adenauer'schen Schwindel von einer Wiedervereinigung durch militärische Stärke öffentlich platzen lassen, und die nächste Konsequenz daraus ist, daß diese Wiedervereinigung Deutschlands fortan auch in Bonn auf die Art und Weise betrieben werden sollte, wie sie bisher schon die DDR zu betreiben bemüht war, nämlich auf den Wegen der Verständigung und des unmittelbaren Ausgleichs.

Beschluß der Volkskammer zur Volksbefragung

Angesichts der Bedrohung unseres Vaterlandes durch die Kriegsverträge von Bonn und Paris, durch das Wiedererstehen des deutschen Militarismus und die Aufstellung amerikanischer Atomkanonen in Westdeutschland setzt sich immer stärker der elementare Wille unseres Volkes durch, die Entscheidung für einen Friedensvertrag mit Deutschland und gegen die Kriegsverträge von Bonn und Paris herbeizuführen.

In eigener nationaler Verantwortung hat das deutsche Volk selbst darüber zu entscheiden, welchen dieser beiden Wege es gehen will. In Westdeutschland haben patriotische Kräfte begonnen, hierüber eine Volksbefragung einzuleiten.

Diese große nationale Forderung fand auf dem II. Nationalkongreß ihren kraftvollsten Ausdruck. Gemäß dem einstimmig gefaßten Beschluß dieses großen Kongresses der deutschen Nation richtete das Präsidium des Nationalrats der Nationalen Front des demokratischen Deutschlands am 19. Mai 1954 gleichlautende Schreiben an den Bundestag der Bundesrepublik Deutschland und die Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik. Darin wird ersucht, in beiden Teilen Deutschlands das Volk zu befragen, damit es selbst die Entscheidung treffen kann:

Für Friedensvertrag und Abzug der Besatzungstruppen

oder

EVG-Vertrag und Generalvertrag und Belassung der Besatzungstruppen auf 50 Jahre.

Getreu ihrer ständig geübten Politik der Unterstützung jeder nationalen Bewegung, die im Interesse der Verständigung und des gemeinsamen Handelns aller Deutschen liegt, stimmt die Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik dem Ersuchen des Präsidiums des Nationalrats zu.

Sie begrüßt die Erklärung der Regierung und beauftragt sie, alle Voraussetzungen zu schaffen, um diese Volksbefragung im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik am 27., 28. und 29. Juni 1954 vorzunehmen.

Die Volkskammer spricht die Erwartung aus, daß der Bundestag dem immer stärkeren Verlangen breiterer Volksschichten nach einer Volksbefragung auch im Westen unserer Heimat Rechnung trägt.

In engster Verbundenheit mit ihren Brüdern und Schwestern in Westdeutschland werden die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik die Volksbefragung zum Anlaß nehmen, um vor aller Welt ihre Liebe zu Deutschland und zum Frieden zu bekunden.

EVG-Vertrag und Generalvertrag sind das Haupthindernis für die Wiedervereinigung Deutschlands; sie bedrohen das deutsche Volk mit Krieg und

Bruderkrieg. Darum entscheidet sich jeder Deutsche für den Friedensvertrag der 'Deutschen' ein!

EVG-Vertrag und Generalvertrag verlängern die Besetzung Deutschlands bis über das Jahr 2000 hinaus. Darum entscheidet sich jeder Deutsche für den Friedensvertrag und den Abzug aller Besatzungstruppen.

EVG-Vertrag und Generalvertrag bedeuten Abhängigkeit und Remilitarisierung Westdeutschlands; sie bedrohen uns mit Massenvernichtungswaffen. Darum entscheidet sich jeder Deutsche für den Friedensvertrag mit einem souveränen Deutschland.

EVG-Vertrag und Generalvertrag bringen Versklavung und Verelendung der Werktätigen. Darum stimmt jeder Patriot für den Friedensvertrag, für den Aufbau eines Lebens in Glück und Wohlstand.

Die Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik appelliert an alle Bürger, alle Parteien, Massenorganisationen und Institutionen, die Volksbefragung durch die breiteste Entfaltung des großen politischen Gesprächs einzuleiten und sie zu einem machtvollen Bekenntnis für den Friedensvertrag und den Abzug aller Besatzungstruppen zu gestalten.

Das deutsche Volk muß über Deutschland entscheiden, denn Deutschland gehört dem deutschen Volk!

Die Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik

Berlin, den 26. Mai 1954

Alexander Sharow:

Brief des ehemaligen Soldaten Iwan Petrow nach Übersee

Vorbemerkung des Übersetzers.

Die Sowjetöffentlichkeit feierte unlängst den 50. Geburtstag des russischen Lyrikers Alexander Aleksejewitsch Sharow und den 35. Jahrestag des Beginns seiner literarischen Tätigkeit; das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR verlieh ihm den Arbeits-Rotbannorden. Sharows Dichtkunst erstreckt sich vor allem auf Lyrik im eigentlichen Sinn, auf liedhafte, vielfach komponierte, in vielen Ländern gesungene Poesie; zugleich jedoch auf Satire von der Art folgender Verse seiner russisch in der Ogonjok-Bücherei soeben veröffentlichten Sammlung 'Gedichte und Lieder'.

Franz Leschnitzer

Iwan Petrow, mein Freund seit je,
schickt' einen Brief nach Übersee.

Ihm wars, schrieb er, im Krieg beschieden,
ein einfacher Soldat zu sein:

„Hört,

müßt Ihr drohn tagaus, tagein
und dem das Wort 'Atom' zuschrein,
der stark im Krieg und stark im Frieden?

Mein Land weiß wahrlich längst Bescheid,
kennt bis ins kleinste das Verfahren,
das Euch geheim deucht!

Doch allzeit

sucht vor Atom- und sonstgem Leid
mein Land den Erdball zu bewahren.

Ich, meines großen Landes Sohn,
hab Grund, das Leben tief zu lieben.
Drum (sprech ich jeder Furcht auch Hohn)
hab ich die Friedenspetition,
des Krieges Achtung, unterschrieben.

Ihr sagt: 'Wer ist Petrow? Iwan?
Der ist doch kein berühmter Mann!
Das Ganze dünkt uns nur ein Jux,
die Unterschrift nicht gut noch übel!'

Drauf anwort' ich Euch, Mistern, flugs:
Ihr werdet meines Namenszugs
auch sonst gewahr —

— am Reichstagsgiebel!

Nun wißt Ihr, wer zu Euch hier spricht;
wißt: was ich sage, hat Gewicht.

Ich wißt noch mehr, was dies betrifft
Genug.

Wer's darauf abgesehn,
daß er den Kriegsbrand schneller stift,
laß meine schlichte Unterschrift
ein wenig durch den Kopf sich gehn!"

Das Totenhaus von Heinz Rander

Knapp zehn Jahre sind vorbei, seit die Geschwader der angloamerikanischen Bomber ihre todbringende Last über unsere Städte abladen. Wer von uns, der in den notdürftig abgesteiften Kellern oder gar in den berüchtigten, offenen „Splittergräben“ den Angriff über sich ergehen lassen mußte, kann das Krachen der Abwehrgeschütze, das Einschlagen der Bomben, die brennenden Häuser, wer die grenzenlose Angst vergessen, denen hilflose Menschen ausgeliefert waren? Wer hat den qualvollen Tod jener Opfer der Luftangriffe vergessen, die von Bomben erschlagen, von zusammenbrechenden Mauern erstickt wurden oder bei lebendigem Leibe verbrannten? Wir haben nichts vergessen. Nicht das zermürbende Hinaushorchen durch Tage und Nächte, nicht das Grauen vor dem drohenden Bombentod. Noch sehen wir die brennenden Straßen, hören das Schreien der Menschen, ihre Hilferufe bei der Suche nach den verschütteten Angehörigen, hören wir Kinder, um die tote Mutter weinen.

Nie wieder, sagten die Menschen, darf sich das wiederholen, nie wieder Menschen von Bomben zerrissen werden, nie wieder ein Krieg das Werk unserer Hände vernichten. Als nun vor wenigen Wochen die amerikanische Regierung auf den Marshall-Inseln innerhalb eines Monats zwei Wasser-

stoff-Bomben zur Explosion brachte, mit denen man die Völker Asiens und darüber hinaus die ganze Menschheit einzuschüchtern versuchte, ging ein Sturm der Empörung durch die Welt. Die Demonstration der „Stärke“ schlug fehl, die Geister, die man gerufen hatte, wandten sich gegen die Erwecker. Es gab keine Kontrolle mehr. Hunderte Kilometer außerhalb der Sperrzone waren Wasser und Luft radioaktiv verseucht. Atommasche überschüttete japanische Fischerboote, deren Insassen schwerste, lebensgefährliche Verbrennungen erlitten. Der Fang, ebenfalls verseucht, mußte ins Meer geworfen werden. Noch heute, fast zwei Monate später, wurden radioaktiv verseuchte Ladungen eingebracht.

Nunmehr versucht man den Menschen einzureden, daß es einen Schutz gegen Atombomben gebe. Mehr denn je wurde auch in Westdeutschland die Werbetrommel für den „zivilen Luftschutz“ geschlagen. Zwar weiß Adenauer ganz genau, daß es keinen Schutz dagegen gibt. Wie üblich, hinderte ihn das keineswegs, ihn zu versprechen und fürs erste dafür eine runde Milliarde zu fordern, die für den Bau „atomsicherer“ Häuser und für den Ausbau „atomsicherer“ Keller Verwendung finden sollen.

Was Adenauer recht ist, bejaht auch der westberliner Senat. So plant man, in Friedenau für zirka vier Millionen das erste „atomsichere“ Haus zu bauen. Sie haben sich einen Architekten gekauft, dessen Name, Dr. Schoßberger, alles andere als rühmlich von der Berliner Geschichte verzeichnet werden wird. Dieser Mann versucht durch Vorträge, die er „Stahlskelett gegen Atombombe“ zu betiteln beliebt, nachzuweisen, daß es einen Atomschutz gibt. Kein Atomexperte identifiziert sich mit den Ansichten dieses einmaligen „Architekten“. Sie wissen, daß es keinen Schutz gegen die Atombomben gibt und daß die Menschen und Atombunker zerstäuben und im Höchstfall das Stahlskelett „verschont“ bleibt. Die Menschen im Atomhaus würden kein anderes Ende finden als die Opfer Hiroshimas, deren Tod nach dem Abwurf der Atombombe nur durch den Schatten an einer Wand, gegen die der Körper geschleudert worden war, festgestellt werden konnte.

Nehmen wir, aber einmal an, Dr. Schoßberger spräche die Wahrheit. Wo blieben dann in der Millionenstadt Berlin alle die Menschen, die sich keine Wohnung in dem Atomhaus leisten können? Wir sind zwar überzeugt, daß Herr Schoßberger gern bereit wäre, die Häuser im Dutzend zu liefern und entgegenkommenderweise sogar einen Dutzendpreis zu berechnen. Aber selbst dann, wenn so viele Atomhäuser entstünden wie in der Hitlerzeit Großbunker, blieb die Masse der Menschen, wie im zweiten Weltkrieg, in ihren „ausgebauten“ Kellern dem Atombombentod ausgeliefert. Und was wäre mit den Überlebenden im „sicheren“ Atomhaus? Außerhalb seiner Mauern garantiert nämlich nicht einmal Schoßberger für das Übrigbleiben auch nur eines Lebewesens. Und da auch die Luft restlos für Wochen oder Monate radioaktiv verseucht sein würde, blieb den „Geretteten“ nichts anderes übrig, als in ihrem Bunker auszuharren und auf die nächste Atombombe zu warten. Der Tod sitzt vor dem Bunker und die Menschen in einer gräßlichen Falle, die sich in absehbarer Zeit in ein Irrenhaus und am Ende in ein Totenhaus verwandelte. Im übrigen frage man einmal die Menschen, die das Bombardement des zweiten Weltkrieges in Berlin, Dresden, Hamburg oder aber in London, Coventry und anderen Städten erlebten, was sie von den Phantasien des Atom-„Architekten“ und seinen „bombensicheren“ Häusern halten!

Einige Unentwegte aus Westdeutschland sind trotzdem der amerikanischen Einladung gefolgt, im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ auch jene des „zivilen Luftschutzes gegen Atombomben“ zu studieren. Ob unter ihnen sich auch Männer befinden, deren Frauen und Kinder von amerikanischen Bomben getötet oder zeitlebens zu Krüppeln gemacht wurden? Ob wohl der Vater jenes heute zwanzigjährigen Mädchens dabei ist, die mit zehn Jahren durch Bomben Arm und Bein verlor und täglich bei uns im Rollstuhl vorüberfährt? Oder der Vater des jetzt 14jährigen Jungen, der mit vier Jahren durch Bomben ein Bein verlor und heute, um sein ganzes junges Leben betrogen, sich auf Krücken stützt? War einer der Luftschutz-Studierer vielleicht in Hamburg, damals, als die Menschen als lebende Fackeln aus den brennenden Häusern stürzten, dann, wahnsinnig vor Schmerz, in die Alster sprangen und ertranken? Hat einer von ihnen den Angriff auf Dresden erlebt, wo zwölf Quadratkilometer mit Wohnhäusern dem Erdboden gleichgemacht wurden, die Menschen in den Kellern umkamen und die Toten außerhalb der Häuser am Marktplatz, auf Rosten geschichtet, mit Benzin übergossen und verbrannt wurden, weil tausende Hände fehlten, um die Zehntausende zu begraben?

Das ganze infame Gerede über den Schutz durch Atombunker ist eine niederträchtige Lüge. Es gibt nur einen einzigen Schutz gegen die Atomwaffen: ihre Ächtung. Wenn die Menschen in der Welt gegen die Atomverbrecher so zusammenstehen wie nach der Auslösung der Wasserstoffbomben auf den Marshall-Inseln, dann wird auch die Ächtung der Atombombe erzwungen werden. Keine Hand für den „zivilen Luftschutz“, keine für den Bau von Totenhäusern! Und jede Stimme für das Verbot der Atombombe, zur Befriedung der Erde! Jede Stimme für eine humane, fortschrittliche Lösung aller politischen Spannungen und Probleme ohne Krieg, ohne Opfer an Menschenleben!

Nikolai Tichonow

Vorsitzender des sowjetischen Friedenskomitees

auf der außerordentlichen Tagung des Weltfriedensrates in Berlin:

Don der Tribüne dieser bedeutungsvollen Tagung des Weltfriedensrates aus bringen wir sowjetischen Delegierten den Willen des gesamten friedliebenden Sowjetvolkes zum Ausdruck, wenn wir unsere Forderung nach dem völligen Verbot der Atom- und Wasserstoffbomben und der anderen Massenvernichtungswaffen, sowie nach Errichtung einer strengen Kontrolle zur Verwirklichung dieses Verbots erneut bekräftigen. Wir unterstützen die unabdingbare Forderung nach einem Übereinkommen der Staaten über die Nichtanwendung der Atom- und Wasserstoffbomben. Ein solches Übereinkommen würde die Unterzeichnung eines Abkommens über das vorbehaltlose Verbot aller Massenvernichtungswaffen, darunter auch der chemischen und bakteriologischen Waffen, erleichtern.

Wir sind fest davon überzeugt, daß Millionen und aber Millionen Menschen guten Willens in allen Ländern mit neuer Kraft ihre mächtige Stimme für das Verbot aller Arten von Massenvernichtungswaffen erheben werden, weil die Ehre und das Gewissen der Völker nicht zulassen können, daß die großartigen Entdeckungen der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht ausgewertet werden, um der Menschheit friedliche Dienste zu leisten, sondern ihre Gegenwart und Zukunft zu zerstören.

Die große Entdeckung des menschlichen Genies gehört der ganzen Welt, und sie muß der ganzen Welt Nutzen bringen. Wenn wir für dieses erhabene Ziel kämpfen, werden wir einen ungeahnten Aufstieg, ein Aufblühen aller Völker und die ewige Freundschaft zwischen den Völkern erringen, deren Existenz dann nicht mehr von den dunklen Kräften des Krieges bedroht ist. Dann können wir triumphierend sagen: Der Friede hat gesiegt!

Die amerikanische Führung

von Wolfgang Höher

„Agent 2996 enthüllt“ ist der Titel der Broschüre,¹⁾ aus der wir nachstehend einen Vorabdruck veröffentlichen. Der Schreiber dieser Broschüre, Wolfgang Höher, ist 40 Jahre alt, von Beruf Jurist, ehemaliger Offizier und seit 1950 als leitender Mitarbeiter im Abwehrapparat der Organisation Gehlen in Westberlin tätig gewesen. Im Laufe seiner Abwehrarbeit lernte er den Aufbau und die Arbeitsmethoden der Organisation Gehlen kennen und kam schließlich zu der Auffassung, daß dieser angeblich westdeutsche Nachrichtendienst in Wirklichkeit von den Amerikanern finanziert und politisch sowie militärisch gelenkt wird.

Ich habe bereits mehrmals darauf hingewiesen, daß der sogenannte westdeutsche Nachrichtendienst „Organisation Gehlen“ ein von den Amerikanern gegründeter und finanzierter Geheimdienst ist, dessen Ergebnisse der amerikanischen militärischen Führung zur Verfügung gestellt wird. Es ist selbstverständlich noch kein schlüssiger Beweis, wenn ich meine Behauptungen nur damit begründe, daß die zur Aufrechterhaltung eines solchen großen Spionageapparates erforderlichen Millionenbeträge nicht allein von deutscher Seite aufgebracht werden können. Ich will deshalb meine Behauptung durch Anführung von weiteren Tatsachen erhärten. Das ist schon deshalb notwendig, um jedem Deutschen klarzumachen, daß die Organisation Gehlen keinen nationalen Interessen dient, sondern im Gegenteil eine nationale Gefahr darstellt.

Beginnen wir mit der Gründung der Gehlen-Organisation. Als der ehemalige Nazi-General Gehlen 1946 den Aufbau seines Apparates in Angriff nahm, gab es in Westdeutschland noch keine Regierung mit irgendwelchen souveränen Rechten. Alle Maßnahmen, selbst die Gründung von Vereinen, unterlagen der Kontrolle der Besatzungsmächte bzw. der Militärregierungen. Gehlen konnte dagegen ungehindert seine Spionage-Organisation aufbauen, und zwar mit den Kräften, die nach den bestehenden alliierten Gesetzen einer strengen Kontrolle unterstanden und als eine Gefahr für die Demokratisierung Deutschlands galten.

Der Aufbau dieser Organisation ist also mit Wissen und Willen einer Besatzungsmacht vor sich gegangen. Die Gründung des Gehlen'schen Geheimdienstes begann in Bayern, wo auch heute noch die wichtigsten zentralen Dienststellen, wie z. B. die General-Direktion in München, ihren Sitz haben. Bayern ist amerikanisches Besatzungsgebiet, und als Dienstsitz der General-Direktion wurde die Pullacherstraße in München gewählt, die im amerikanischen Viertel liegt.

Kein deutscher Mensch, selbst der einfältigste, kann sich dem Glauben hingeben, daß die Amerikaner eine Spionage-Organisation gegründet haben;

¹⁾ Erscheint in Kürze im Kongreß-Verlag, Berlin, 84 Seiten, broschiert DM 0,50

um sie einer westdeutschen Regierung zur Führung einer unabhängigen Politik zur Verfügung zu stellen. Die Amerikaner haben den Gehlen-Geheimdienst nicht nur aufgebaut, sondern seit Jahren mit Millionenbeträgen finanziert.

Viele Dinge im technischen Ablauf der Spionagetätigkeit des Geheimdienstes Gehlen geben weitere Aufschlüsse über die amerikanische Führung. Als ich Anfang 1950 als Mitarbeiter übernommen wurde, stellte ich meinem UV-Leiter Gerhard die Frage, welche Schutzmaßnahmen für mich in Wirkung treten werden, falls ich im Rahmen meiner Tätigkeit für die Gehlen-Organisation durch deutsche Kriminalbeamte oder westalliierte Sicherheitsorgane festgenommen werden sollte. Mir wurde daraufhin erklärt, daß die Amerikaner als Schutzmacht der Gehlen-Organisation jederzeit in Erscheinung treten. Ich wurde angewiesen, im Falle einer Verhaftung oder anderer Schwierigkeiten mit deutschen Polizeistellen meine Zugehörigkeit zur Gehlen-Organisation zu verschweigen und sofort einen Offizier der CIC zu verlangen. Nach Angabe meiner Agentennummer und des richtigen Namens würde dann nach kurzer Überprüfung meine Freilassung und die Beseitigung aller Schwierigkeiten erfolgen.

Im Laufe meiner Spionagetätigkeit in Westberlin sind mir zahlreiche Fälle bekanntgeworden, daß Mitarbeiter und Agenten des Gehlen-Geheimdienstes unter dem Verdacht, Beziehungen zu den Sicherheitsorganen der demokratischen Länder zu unterhalten, von der Polizei festgenommen wurden. In allen Fällen schaltete sich der amerikanische Nachrichtendienst: CIC ein, und die Betroffenen mußten von der Kriminalpolizei freigelassen werden. Die „Betreuung“ der westberliner Gehlenleute liegt in den Händen des CIC-Offiziers Mr. Fontaine von der Dienststelle in der Kaiser-Wilhelm-Straße 4. Fontaine schützte auch solche Gehlenleute, denen gesetzwidrige Handlungen nachgewiesen werden konnten. So ist mir aus dem Jahre 1951 die Festnahme eines Agenten Bär und einer anderen, früher in der Ost-Redaktion des „Telegraf“ tätig gewesenen Person erinnerlich, die in einem Hotel einen ihrer Agenten mit Namen Krick widerrechtlich und unter Bedrohung mit der Waffe festgehalten hatten, um von ihm Aussagen zu erzwingen. Trotz dem Tatbestand der Freiheitsberaubung und des Waffenbesitzes verfügte der CIC die sofortige Freilassung dieser Verbrecher und ordnete die Vernichtung des im westberliner Polizeipräsidium angelegten Aktenstückes an.

Auch Agenten, die bei ihrer Festnahme gefälschte Personalausweise im Besitz haben, werden von den Amerikanern gedeckt. Diese Tatsachen sind den zuständigen Sachbearbeitern in der westberliner Kriminalpolizei genau bekannt, und man bezeichnet dort den Gehlen-Geheimdienst ganz offiziell als eine westdeutsche Organisation unter amerikanischer Führung.

Die Verbindung zwischen den zentralen westdeutschen Stellen der Gehlen-Organisation und den westberliner Unter-Vertretungen wird ausschließlich auf dem Luftwege aufrechterhalten. Ein Flug von Westberlin nach Frankfurt a. M. und zurück kostet mit verbilligter Nachtflugtaxe 138,— Westmark. Wenn man bedenkt, daß ein sehr reger Reiseverkehr zu verzeichnen ist, würden allein die Reisespesen einen erheblichen Teil des Etats dieser Geheimorganisation beanspruchen. Auch hier tritt die amerikanische Unterstützung in Erscheinung. Die Mitarbeiter der Gehlen-Organisation sind berechtigt, für ihre Dienstreisen die Flugzeuge der amerikanischen Besatzungsmacht zu benutzen. Den Agenten werden auf Anforderung von der General-

Direktion sogenannte „Travel-Orders“ (Reisebefehle) zugeschickt, die von den amerikanischen Besatzungsbehörden geliefert werden. Es sind die gleichen „Travel Orders“, die die Amerikaner zur Benutzung ihrer Flugzeuge berechtigen. Ich selbst habe bei meinen Reisen nach Westdeutschland mit Hilfe dieser Reisebefehle amerikanische Militärflugzeuge benutzt. Sie verkehren zwischen den amerikanischen Militärflughäfen Berlin-Tempelhof und dem Rhein-Main-Flughafen bei Frankfurt a. M. Auch für Reisen der Agenten mit der Eisenbahn werden in Westdeutschland die für die Besatzungsmächte geltenden Dienstreisebescheinigungen ausgestellt.

Amerikanische Militärflugzeuge stehen nicht nur für den Dienstreiseverkehr der Mitarbeiter Gehlens zur Verfügung, sondern führen auch den täglichen Kurierdienst zwischen Westdeutschland und Westberlin durch. Für den Kurierdienst wird auch die amerikanische Feldpost (Military Post) benutzt. Diese Kurierpost, die Meldungen und Berichte der Unter-Vertretungen für die vorgesetzten Stellen und die Anweisungen und Aufträge für die untergeordneten Stellen enthält, wird in versiegelten Postsäcken transportiert. In Westdeutschland ist mir ein zentraler Briefkasten in einem Ort bekannt, der in unmittelbarer Nähe des amerikanischen Militärflughafens bei Frankfurt a. M. liegt.

Auch alle technischen Hilfsmittel für die Spionagetätigkeit, wie z. B. die gesamten Funkausrüstungen, werden von den Amerikanern geliefert. Ich habe diese Agenten-Funkgeräte in Karlsruhe gesehen, und der Sachbearbeiter der General-Vertretung, Kugler, hat sich mit mir und meinem damaligen Chef Gerhard-Gieseke über die Funkgeräte unterhalten. Es ist ferner bekannt, daß die von den Sicherheitsorganen der Deutschen Demokratischen Republik in der letzten Zeit beschlagnahmten Funkgeräte amerikanischer Herkunft von einer breiten Öffentlichkeit beschlagnahmt wurden. Auch die Unter-Vertretung III (Abwehr) in Westberlin, der ich angehörte, sollte mit Nachdruck Führungs- und Agentenfunker werben und sie zur Ausbildung nach Westdeutschland schicken.

Neben dieser offensichtlichen Unterstützung der Organisation Gehlen durch die Amerikaner auf dem arbeitstechnischen Gebiet tritt die amerikanische Lenkung in der eigentlichen nachrichtendienstlichen Arbeit nur getarnt in Erscheinung. So ist die tatsächliche Tätigkeit der in der General-Direktion sitzenden Verbindungsoffiziere des amerikanischen Nachrichtendienstes und die Form der Weitergabe der Spionageberichte an sie nur den Mitarbeitern bekannt, die mit diesen Dingen selbst zu tun haben. In Gesprächen mit Sachbearbeitern der General-Vertretung in Karlsruhe und mit Leidl-Benzinger sind mir hierüber einige Tatsachen bekanntgeworden. Mir wurde bestätigt, daß zwischen den Gehlenleuten und den amerikanischen Verbindungsoffizieren ein enges Verhältnis besteht und die Amerikaner diese Spionageorganisation beherrschen.

Hierfür ein Beispiel. Einer meiner Vertrauensmänner, der sich im „Bund freier Juristen“ betätigt, wurde im Herbst 1952 zur Mitarbeit am amerikanischen Spionagedienst CID aufgefordert. Obwohl von seiten der Amerikaner ein Druck ausgeübt wurde, konnte sich der Erwähnte für diese Tätigkeit nicht entscheiden. Ich verständigte sofort die General-Vertretung III, die bei dem zuständigen amerikanischen Verbindungsoffizier um eine Regelung der Angelegenheit nachsuchte. Kurze Zeit später kam eine Anweisung von der General-Vertretung, daß der CID auf die Mitarbeit meines Vertrauensmannes verzichtet. Mir sind allerdings auch Fälle bekanntge-

worden, daß die Organisation Gehlen aus begrifflichen Gründen an einer Weitergabe von Nachrichten an die Amerikaner nicht interessiert war. Solche Meldungen mußten mit einem „A. W.“ im roten Kreis gekennzeichnet werden.

Bekannt ist mir ferner, daß von der Personalabteilung der General-Direktion ausgesuchte Mitarbeiter zu mehrmonatlichen Studienreisen in die USA fahren, wo sie die Organisation und Arbeitsweise der „FBI“ kennenlernen sollen. So war die Abfahrt nach den USA des in Westberlin tätigen Agenten der General-Vertretung III (Abwehr), Moritz, für das Frühjahr 1953 festgesetzt worden. Die Formalitäten habe ich damals mit meinem ehemaligen Chef Gerhard erledigt.

Der direkte Einfluß der amerikanischen Nachrichtendienste ist auch aus dem Schriftverkehr zu erkennen. In den Anweisungen der General-Direktion und der General-Vertretungen wurde nicht selten darauf hingewiesen, daß amerikanische Dienststellen bestimmte Aufklärungen fordern. Da der Schriftverkehr in der denkbar höflichsten Form gehalten wird, so werden amerikanische Aufträge folgendermaßen gekennzeichnet: „Befreundete Seite bittet, daß . . .“ oder auch „Befreundete Seiten teilen mit, daß . . .“.

Die Finanzierung des Gehlen-Geheimdienstes durch die Amerikaner habe ich bereits erwähnt. Diese wichtige Tatsache ist mir immer wieder von leitenden Mitarbeitern nicht nur bestätigt worden, sondern sie wird einfach als selbstverständlich betrachtet. Etatsbesprechungen und Rücksprachen zur Bewilligung von zusätzlichen Geldmitteln fanden ausnahmslos in Anwesenheit von Amerikanern statt. Anlässlich eines Aufenthaltes in Karlsruhe erzählte mir Leidl-Benzinger im Juli 1952, daß er in der nächsten Zeit Besprechungen über Finanzierungsfragen mit den Amerikanern führen werde. Hierbei gab dieser Oberagent der Hoffnung Ausdruck, noch für das Jahr 1952 zusätzliche Mittel herauszuschlagen zu können.

Für die Abhängigkeit der Gehlen-Organisation von den Amerikanern sprechen noch weitere Tatsachen. Für Agenten, die Pistolen amerikanischer Herkunft besitzen, werden amerikanische Waffenscheine zur Verfügung gestellt. Die sogenannten Gästehäuser, in denen Agenten geschult und die zu Konferenzen der zentralen Stellen benutzt werden, sind durchweg von der amerikanischen Besatzungsmacht beschlagnahmte Villen. Ein solches Gästehaus unterhielt die General-Vertretung III in Schwäbisch-Hall. Bereits im November 1951 äußerte Leidl-Benzinger in meiner Gegenwart, daß man sich bemühen müsse, ein neues Gästehaus zu beschaffen, da es der Bevölkerung bereits aufgefallen sei, daß in diesem von der amerikanischen Besatzungsmacht beschlagnahmten Haus nur Deutsche verkehren würden. Im Dezember 1952 wurde das Haus tatsächlich aufgegeben.

Die von mir angeführten Tatsachen beweisen eindeutig, daß der sogenannte westdeutsche Nachrichtendienst Gehlen kein deutscher Nachrichtendienst ist, wenn er auch vorwiegend von deutschen Kräften getragen wird. Er wird von den Amerikanern bezahlt, in jeder Form von ihnen unterstützt und arbeitet demzufolge für seine überseeischen Brotgeber. Tatsache ist, daß viele nationalistisch eingestellte Mitarbeiter der Gehlen-Organisation den Standpunkt vertreten, daß man in der gegenwärtigen Situation des Kalten Krieges den offenen Geldbeutel der Amerikaner bedenkenlos in Anspruch nehmen soll. Sie sind ferner der Auffassung, daß die amerikanischen außenpolitischen Ziele mit denen der deutschen Imperialisten übereinstimmen und sehen in einem leistungsfähigen Nachrichtendienst mit deut-

schen Kräften ein Mittel zur Durchsetzung dieser Politik. Vertreten wird auch die Ansicht, daß man sich erst einmal wieder stark machen müsse, um sich später unabhängig zu machen.

In dieser Einstellung sind drei wesentliche Irrtümer enthalten, und zwar ein politischer Irrtum, eine Unterschätzung der amerikanischen Geschäftsgebaren und ein grundlegender nachrichtendienstlicher Denkfehler. Der politische Irrtum ist die Konzeption der Adenauer-Regierung, die in ihrer letzten Konsequenz dazu führt, daß Westdeutschland in ein Schlachtfeld des amerikanischen Krieges verwandelt wird. Die Vernichtung Deutschlands ist in den außenpolitischen und militärischen Zielen der USA ohne Sentimentalität eingeschlossen. Wer also die deutschen Interessen mit, denen der Amerikaner gleichsetzt, der spielt bewußt mit dem Gedanken eines neuen Weltkrieges und macht sich mitschuldig an der unausbleiblichen Verwüstung seines Vaterlandes, an der Vernichtung von Frauen und Kindern.

Die Unterschätzung der amerikanischen Geschäftsgebaren beruht auf der Annahme, sich eines Tages von den amerikanischen Geldgebern lösen zu können. Gehlen und seine Männer haben sich seit rund acht Jahren an die Amerikaner verkauft und sind sich zum Teil der Tragweite dieser Handlung noch gar nicht bewußt geworden. Solange diese Agenten die Interessen der amerikanischen Monopolkapitalisten vertreten und deren Profite vergrößern, ist alles in Ordnung. Sollten sie eines Tages jedoch auf den Gedanken kommen, in die eigene Tasche zu wirtschaften, so wird man sie rücksichtslos ausschalten; denn die Amerikaner sind auch auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens nüchterne und brutale Geschäftsmänner.

Der nachrichtendienstliche Denkfehler liegt in dem Bestreben Gehlens, eines Tages mit seinem Apparat der legale deutsche Spionagedienst zu werden. Es ist immerhin möglich, daß unter den gegebenen politischen Verhältnissen und unter amerikanischem Druck Gehlen im westdeutschen Heer den militärischen Aufklärungsdienst übernehmen wird. Doch halte ich in diesem Falle die Amerikaner für politisch zu gerissen, um einen so entscheidenden Fehler zu begehen, ihren bekannten und eingespielten Agentenapparat offen einzusetzen. Die Tatsache, daß die Gehlen-Organisation unter der Leitung erfahrener amerikanischer Agenten steht, bietet andererseits keiner Regierung eine Garantie für Sicherheit. Warnend wirkt das Beispiel des letzten Chefs des deutschen Spionagedienstes, Admiral Canaris, der sich selbst unter Hitler als Agent der Engländer und Amerikaner betätigt hat.

Aus allen diesen Überlegungen heraus komme ich zu meiner bereits früher getroffenen Feststellung, daß der Gehlen-Geheimdienst kein nationales Sicherheitsorgan ist, sondern für das deutsche Volk eine tödliche Gefahr darstellt. Mit dem gleichen Recht wie die Gehlen-Organisation könnte sich auch ein deutscher Geheimdienst unter englischer oder französischer Führung aufbauen und den Anspruch erheben, als westdeutsches Nachrichten- und Abwehrorgan bewertet zu werden.

Auf Grund meiner Erfahrungen sehe ich mich veranlaßt, noch zu einer Frage Stellung zu nehmen, über die vor allem die in der Deutschen Demokratischen Republik tätigen Agenten des Gehlen-Geheimdienstes und auch die Mitarbeiter anderer westlicher Nachrichtendienste nachdenken sollten. Das deutsche Volk steht nach der furchtbaren Katastrophe von 1945 vor der Aufgabe, unter Aufbietung aller seiner Kräfte und seines schöpferischen Geistes die Folgen des Hitlerkrieges zu überwinden. Die hierzu berufenen Kräfte sind vor allem in der Wirtschaft, der Industrie und im Erfindungs-

und Forschungswesen vertreten. Aus meiner Tätigkeit ist mir bekannt, daß die General-Direktion von Gehlen im Auftrag der Amerikaner auf wirtschaftlichem Gebiet eine umfangreiche Spionage betreibt. Es ist in westdeutschen Wirtschaftskreisen bekannt, mit welcher erschreckenden Gründlichkeit die Amerikaner nach dem Kriege Westdeutschland aller Patente, Erfindungen und Forschungsunterlagen beraubt haben. Unter dem Vorwand, sich über die angebliche Rüstungsproduktion zu informieren, wird nunmehr gegen die Deutsche Demokratische Republik eine intensive Wirtschafts- und Industriespionage betrieben. Das bedeutet, daß die Arbeitskraft und der Erfindungsgeist deutscher Menschen den amerikanischen Monopolen dienstbar gemacht werden.

Es ist bedauerlich, daß leider keiner der Agenten aus diesen nationalen Überlegungen die erforderlichen Konsequenzen zieht. Doch das Nachdenken würde sich lohnen, lohnen vor allem für die deutschen Menschen, die aus falschen Nationalbegriffen heraus schon Opfer der amerikanischen Kriegspolitik und der dahinter stehenden Rüstungsmonopole geworden sind.

So wie bei der Organisation Gehlen zentrale amerikanische Führungsstellen die Leitung in den Händen halten, so sind es bei den kleineren Spionage- und Diversionsgruppen, wie „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“, „Bund freier Juristen“ usw., die örtlichen zuständigen amerikanischen Nachrichtendienste. Mit geradezu erschreckender Demagogie haben es die Amerikaner verstanden, unser Vaterland mit Hilfe deutscher Menschen in das Netz ihrer Geheimdienste zu verstricken. Diese geheimen Söldnerorganisationen sind Kerntruppen im Kalten Krieg des amerikanischen Imperialismus gegen die Friedenskräfte in Deutschland und Europa. Sie bereiten mit ihrer Tätigkeit einen neuen Weltkrieg vor und sind gleichzeitig das wachsame Auge der Amerikaner über Deutschland und über das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der deutschen Bevölkerung.

Nöll und Zimmer von Sarkasmus (Westdeutschland)

Vor einem Schwurgericht beim Landgericht in Darmstadt fand dieser Tage ein Verfahren gegen ehemalige Wehrmachtangehörige wegen Mordes an Juden in der Hitler-Zeit seinen Abschluß. Anlaß zu diesem Verfahren war ein Ehekrach, bei dem die Frau sich der Erzählungen ihres Mannes aus Rußland entsann und sie an die lokale Große Glocke hängte. Der Partner dieses Ehekrachs war aber nur ein einfacher Mordstatist, ein Gefreiter, der dem Befehl nachgekommen und einmal abgedrückt hatte, eh' ihm speiübel wurde. Die Hauptangeklagten fand man dann durch ihn; es waren das ein jetziger Schullehrer im sozialdemokratischen Hessen und ehemaliger Hauptmann der Wehrmacht namens Friedrich Karl Nöll und ein jetziger Kriminalsekretär und damaliger Hauptfeldwebel namens Emil Zimmer. Der Hauptschuldige in diesem Fall, der Bataillonskommandeur Commichau, der aus purer guter Laune seinen Kompanieführern, darunter eben auch Nöll, den Mordbefehl erteilt hatte, blieb unerhell. Vielleicht ist erspäter gefallen, oder er heißt heute anders und betreibt irgendwo im Rheinland ein mit Flüchtlingskrediten aufgebautes Unternehmen. Das Besondere des heutigen Verfahrens wurde vom Vorsitzenden des Schwurgerichts, Landgerichtsrat Hartmann, angedeutet. Hartmann sagte, hier handle es sich nun also um das

erste Verfahren, das ein deutsches Gericht, kein Besatzungsgericht, gegen ehemalige Wehrmatsangehörige wegen Mordes an Juden durchzuführen habe. Man konnte demnach schon neugierig sein, wie das ausgehen würde.

Der Tatbestand war kurz folgender: Im Jahre 1941, also bald nach dem Überfall auf die Sowjetunion, lagen in einigen Dörfern bei Smolensk die vier Kompanien eben jenes vom Mordbuben Commichau kommandierten Bataillons. Eines Tages nun erteilte Commichau seinen vier Kompanieführern den fernmündlichen und „teilweise auch schriftlichen“ Befehl, sofort alle Juden ihrer diversen Bereiche zu erschießen. Drei von den vier Subalternoffizieren kamen diesem Befehl nach, der vierte weigerte sich, und es geschah ihm dann eigentlich nichts; er erhielt einen Verweis. Die anderen drei aber stellten ihre Peletons zusammen und ließen sie auf alles, Männer, Frauen und Kinder, knallen, was in ihren Dörfern nur jüdisch war. Begründung: Die Juden unterhielten Beziehungen zu sowjetischen Partisanen.

Die Anklage des Staatsanwalts lautete bei Beginn des Verfahrens auf Beihilfe zum Mord in mindestens 60 Fällen. (Dabei waren es in Wirklichkeit 60 bis 250 Fälle, allein im Bereiche Nöll-Zimber, also wahrscheinlicher doch 250 Fälle.) Als Sachverständige traten auf: ein ehemaliger Hitlergeneral, der damalige Abschnittsbefehlshaber, und ein ehemaliger Generalrichter der Hitler'schen Wehrmacht. Der Generalrichter, dort und damals auch als solcher zuständig, bekundete, daß kein „übergesetzlicher Notstand“ vorgelegen haben könne, weil es anno 1941 bei Smolensk noch keinerlei Partisanenbewegung gegeben habe, und daß zweitens die Angeklagten Nöll und Zimber ein Bewußtsein von der Rechtswidrigkeit des Erschießungsbefehls unbedingt gehabt haben mußten. Die Zeugen boten sodann das übliche Seelenbild. Die von der Anklage Zitierten litten allesamt an Gedächtnisschwund, und die anderen traktierten das Gericht mit gemütvoller Landser-Biederkeit. Manchmal verlor der Vorsitzende Hartmann die Geduld, dann bezeichnete er diese Zeugenaussagen als eine einzige skandalöse „Seiltänzeri“. Die Hauptangeklagten Nöll und Zimber waren, wie ebenfalls üblich, sorglos und unverschämt. Sie zeigten keine Spur des Bedauerns über das unschuldige Blut, das sie vergossen hatten. Zimber hatte sich übrigens inzwischen schon wieder beim Amt Blank um Verwendung beworben und diesem gegenüber seine Rolle bei den fraglichen Judenmorden als „olle Militärkamellen“ bezeichnet.

Und nun der Staatsanwalt. Wir sagten schon, daß er erst einmal eine Verurteilung der Angeklagten wegen Beihilfe zum Mord beantragt hatte. Während der Verhandlung fiel er jetzt aber um und milderte seinen Antrag auf Beihilfe zum Totschlag. Seine eigene Erklärung dieses Sinneswandels: seiner nunmehrigen Ansicht nach und entgegen seiner ursprünglichen Annahme sei der Erschießungsbefehl des Bataillonskommandeurs Commichau „nicht aus Gründen des Rassenhasse“ erteilt worden. Bei Rassenhaß ist es Mord, bei individueller Bestialität hingegen ist es nur Totschlag. Dabei heißt es im § 211 des westdeutschen Strafgesetzbuches, daß Mord immer dann

vorliege, wenn die Tat „heimtückisch, grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln“ begangen worden sei. In den Augen dieses Staatsanwalts und des seinem Antrag folgenden Gerichtes ist es offenbar weder heimtückisch noch auch nur grausam, unschuldige Kinder und Frauen niederzumetzeln.

Das war die erste Erstaunlichkeit, die dieses Verfahren bot. Die zweite folgte ihr auf dem Fuße. Das Gericht trug, wie gesagt, nicht nur dem gemilderten Antrag des Anklägers Rechnung, indem es Nöll zu vier und Zimber zu drei Jahren Gefängnis verurteilte, sondern es konzidierte nun auch noch eine Aussetzung der Vollstreckung des Urteils. Die Mörder durften auf freiem Fuß den Gerichtssaal verlassen. Sie waren jetzt lediglich gehalten, ihre Reisepässe bei der Staatsanwaltschaft zu deponieren und sich fortan periodisch bei ihrem Polizeirevier zu melden. Man wählt dieses Verfahren, wenn man, aus formaljuristischen Gründen oder um Skandal zu vermeiden, keine Bewährungsfrist anordnen möchte.

Der blanke Ehrenschild der Wehrmacht — so sieht er also aus! Bekanntlich bildete sich in Westdeutschland in den letzten Jahren seit 1948 die Legende, daß nur die SS oder der SD an den Judengemetzeln beteiligt gewesen seien, die Wehrmacht hingegen nicht, denn die habe immer nur unentwegt ihre Pflicht gegen Volk und Vaterland getan. Sinn dieser Legende: Man braucht die Mannschaft und den blanken Ehrenschild heute für die EVG. Man benötigt heute die gleiche biedere und zu allem erbötige Normalbestialität zu eventuellen neuen Ritten gen Osten. Und vor allem: Man braucht die Hitler-Offiziere!

Der Mann an der Dachrinne von Argus (Hamburg)

Staatsanwalt Hanemann und Amtsgerichtsrat Bock schienen sich bei dem Strafprozeß vor dem hamburgischen Schöffengericht gegen den Journalisten Emil Carlebach aus Düsseldorf nicht sehr wohl zu fühlen. Aber am unbegreiflichsten war es offensichtlich dem Nebenkläger, dem Herrn Bundesinnenminister a. D. Dr. Robert Lehr, der mit puterrottem Kopf an der Seite seines Rechtsbeistandes den Prozeßverlauf verfolgte und sich plötzlich in die Rolle des Angeklagten versetzt sah. Es war ein Prozeß, der mit einem Schläge die „Demokratie“ à la Bonn entschleierte; in der Person des zum Angeklagten gewordenen ehemaligen Polizeiministers von Bonn stand das Adenauer-Regime unverhüllt vor Gericht: eine Regierung von Militaristen, die dem Volke, insbesondere der Arbeiterschaft gegenüber, nur eine Sprache kennt: die Sprache der Maschinengewehre.

Als „Verbreitung wissentlich unwahrer Tatsachen“, „Verleumdung“ und „Staatsgefährdung“ hatte der Staatsanwalt den Leitartikel der von Ernst Thälmann gegründeten „Hamburger Volkszeitung“ bezeichnet, dessentwegen der Prozeß eröffnet wurde. Aber bis zum Schlußwort war alles anders geworden: Punkt für Punkt hatte der „Nebenkläger“ Lehr, in den Zeugenstand gerufen, zugeben müssen, was ihm die „Hamburger Volkszeitung“ vorgeworfen hatte. Punkt für Punkt mußte der Staatsanwalt in seinem abschließenden Plädoyer einräumen, daß dem kommunistischen Redakteur der Wahrheitsbeweis gelungen war!

Es stimmt also, daß der wegen Urkundenfälschung, Betrug und Unterschlagung (I) angeklagte Robert Lehr Ende 1933 der Nazijustiz in einem langen Schreiben dargelegt hat, wie er schon 1913 „für den Kriegsfall gearbeitet“ hatte, indem er ein „Kinderheim... erbaute, das im Kriegsfall als Reservelazarett vorgesehen war und auch 1914 so in Anspruch genommen wurde“.

Es stimmt also, daß derselbe Lehr in demselben Bettelbrief sich rühmte, düsseldorfer Gewerkschafter während des ersten Weltkrieges in Schutzhaft genommen zu haben und auch führende Sozialdemokraten wie z. B. die „von mir in Schutzhaft genommene spätere langjährige Reichstagsabgeordnete Frau Lore Agnes“.

Es stimmt also, daß Herr Lehr sich dem Bluthund Freisler gegenüber schriftlich rühmte, ein Sturmabteilung, „mit Maschinengewehr und Handgranaten ausgerüstet“, Ende 1918 von der Front nach Düsseldorf zurückgeholt zu haben, um die Gegner des Krieges der Hohenzollern und Krupp niederzuhalten. Seine Losung sei gewesen, „daß man nur nicht mit dem Gegner verhandeln dürfe“, schrieb dieser Herr Lehr damals an Freisler. Der Mann, der in zwei Weltkrieges in der Etappe saß, der 1923, wie Carlebach ihm im Gerichtssaal vorhielt, aus Angst vor einer Arbeitslosendemonstration in Unterhosen an der Dachrinne heruntergerutscht war und sich in den Schutz belgischer Besatzungsbajonette geflüchtet hatte, dieser Mann kannte für seine Maschinengewehre 1918 wie für seinen Bundesgrenzschutz 1952 nur einen „Gegner“: das deutsche Volk. Das Blut des Jungarbeiters Philipp Müller, vergossen durch meuchelmörderische Kugeln der Lehrpolizei, zeugt gegen ihn!

Es stimmt also, wie Carlebach und die HVZ durch Wahrheitsbeweis belegten, daß der Dr. Lehr dem Freisler 1933 schrieb, er wäre „stets für eine... den Gedanken des neuen Reiches entsprechende Politik in Reich, Ländern und Gemeinden eingetreten“.

Punkt für Punkt wurde bewiesen, warum jener Leitartikel der HVZ, auf Grund dessen der Staatsanwalt Anklage erhoben hatte, die deutschen Arbeiter aufforderte, den Schutz der schwarz-rot-goldenen Flagge gegen faschistische Bubenhände selbst zu übernehmen und nicht „dem schwarz-weiß-roten Lehr“ zu überlassen.

So offensichtlich war die Bloßstellung des früheren Adenauer'schen Polizeiministers, daß der Staatsanwalt in seinem Schlußplädoyer gegenüber Lehr nicht weniger als fünfmal die Bezeichnung „der Angeklagte“ gebrauchte! Vergeblich suchte sich der Entlarvte zu tarnen.

„Heute sagt Herr Dr. Lehr, er sei schwarz-rot-goldener Demokrat“, schleuderte ihm Carlebach ins Gesicht, „24 Stunden vor der November-Revolution wollte er noch auf die republikanischen Arbeiter schießen lassen, dann schwor er auf die Weimarer Verfassung, und zehn Jahre später, 1933, rühmte er sich wieder seiner faschistischen Haltung! Der Dr. Lehr von 1918 widerlegt den Dr. Lehr von 1920 und der Dr. Lehr von 1933 widerlegt den Zeugen Lehr von heute!“

Der Staatsanwalt senkte den Kopf, der Vorsitzende biß sich auf die Lippen, die sechs Kontrolleure des „Amtes für Verfassungsschutz“ im Zuhörerzimmer rutschten unruhig hin und her, und der Polizeiminister a. D. Dr. Lehr lief purpurrot an, aber an den Tatsachen änderte dies alles nichts.

„Warum haben Sie denn, nachdem Sie doch wegen Urkundenfälschung, Betrug und Unterschlagung angeklagt waren, sich gegenüber Freisler damit verteidigt, daß Sie immer ein guter Faschist gewesen seien?“ fragte Carlebach den in den Zeugenstand gerufenen ehemaligen Minister Dr. Adenauers, den Dr. Lehr.

„Warum haben Sie Anfang 1933 Ihr Oberbürgermeisteramt in Düsseldorf dazu mißbraucht, im Amtsblatt ein Verbot von Geschäftsbeziehungen mit „jüdischen und marxistischen“ Personen und Firmen zu erlassen?“

Das Antwortgestammel des Herrn Exministers war beschämend. Der Vorsitzende griff ein, um den ehemaligen Oberpolizisten Adenauers vor weiterer Entlarvung zu schützen. Aber zu retten war nichts mehr. Der wirkliche Charakter der Regierungsmitglieder von Bonn war offenbar geworden. Als die Vernehmung zu Ende war, traute sich Lehr nicht mehr unter die Menschen. Mit seiner Schutzgarde aus der Kriminalpolizei beschlagnahmte er das Richterzimmer für sich, so daß das Gericht im Verhandlungsraum beraten mußte, aus dem Presse und Publikum darum hinausgewiesen worden waren.

Wahrscheinlich zwischen der Furcht vor der Wirkung des erfolgten Wahrheitsbeweises und der Angst vor den anwesenden Vertretern des „Amtes für Verfassungsschutz“ schwankend, griff das Gericht zu dem bezeichnenden Ausweg, Carlebach wegen „formaler Beleidigung“ mit einer Geldstrafe von 300,— DM zu belegen. Grund: er habe das Wort Minister in dem Artikel in Anführungszeichen gesetzt! Auf Carlebachs Frage, wie das Gericht dieses Urteil aufrechterhalten wolle, da derselbe Artikel zur selben Zeit auch in Düsseldorf erschienen sei, ohne daß dort der Staatsanwalt ihn für beleidigend hielt, gab der Vorsitzende keine Antwort. Er wußte so gut wie der Fragesteller, daß der düsseldorfer Staatsanwalt die Finger von dem Fall gelassen hatte, weil er zum Unterschied von seinem Kollegen in Hamburg um das tatsächliche Vorhandensein jenes Lehr'schen Bettelbriefes an Freisler wußte — denn dieser Brief liegt bei den Gerichtsakten in Düsseldorf!

So ging ein Prozeß zu Ende, der vor allen Dingen die sozialdemokratischen Arbeiter in Westdeutschland darauf hinweist, was sie davon zu halten haben, daß die Regierung Adenauer sich als „demokratisch“ bezeichnet. Aber eben deshalb wohl verhinderte der Chefredakteur des sozialdemokratischen „Hamburger Echo“, daß die Enthüllungen, die sein Gerichtsberichterstätter während der Verhandlung notiert hatte, in seiner Zeitung veröffentlicht wurden! Wieder leistete ein rechtssozialdemokratischer Funktionär einem der schlimmsten Feinde der deutschen Arbeiter einen Liebesdienst...

Theater im Ruhrgebiet und Rheinland (II)

von Peter Palitzsch

Reinhold Schneider: „Innozenz und Franziskus“ in Essen

Hans Henny Jahn: „Neuer Lübecker Totentanz“ in Köln

Fließen Supervielles „Kinderdieb“, Willems „Bärenhäuter“ und Becketts „Godot“ vor den Fragen des Alltags in eine versponnene Märchenwelt, eine märchenhafte Spinnerei oder vollends ins Nichts, so erheben sich Reinhold Schneiders „Innozenz und Franziskus“ und Hans Henny Jahns „Neuer Lübecker Totentanz“ über die rauchenden Fabriksschlote zu Gott.

Weiß man bei diesen Ausländern nie, wo der Spaß aufhört, so weiß man bei den deutschen Dichtern, daß es ihnen heiliger Ernst ist. Der Zuschauer aber geht auf alle Fälle noch verwirrt von dannen, als er gekommen ist. Und das ist schade, ist gefährlich — es genügt, nach Feierabend durch die Straßen Kölns oder Essens zu gehen, mit Arbeitern oder Intellektuellen zu sprechen, um das zu erkennen. Die Wirrnis ist ohnedies groß genug.

Der nebulöse Gesamteindruck der einen wie der anderen Aufführung ist nicht allein daraus zu erklären, daß es sich bei beiden Stücken nicht eigentlich um Bühnenwerke handelt. Der Historiker und überzeugte Katholik Reinhold Schneider kam in Essen zum ersten Mal mit dem „Bühnenhandwerk“ in Berührung, als nämlich sein „Monstrum“ — ich gebrauche seine eigenen Ausdrücke — auf ein Drittel zusammengestrichen wurde. Der Dramatiker, Romandichter, Orgelbauer, Pferdezüchter und Hormonforscher Hans Henny Jahn ist zwar ein alter Bühnenpraktiker — er verfaßte sein erstes Drama als Sechzehnjähriger und ließ ihm inzwischen rund zwei Dutzend weitere Bühnenwerke folgen —, aber der „Neue Lübecker Totentanz“ entstand nicht nur unter den Bedingungen eines sehr beengenden Auftrags, es ist auch als ein „zu sprechendes Oratorium“ gedacht und mit einer Orchestermusik versehen, die das kölnere Studio wedageln mußte.

Die Verwirrung entsteht vielmehr aus einer wirren gedanklichen und dramaturgischen Konzeption, die es weder zu einer klaren Fabel noch zu einer klaren Aussage kommen läßt. Nicht einmal der westdeutschen Presse — im Enträtseln dunkler und abstrakter Gebilde sonst doch wohlbewandert — gelang es, Sinn in das Ganze zu legen. Und die Autoren selbst? Sehr schön hat Reinhold Schneider einmal über die Forderungen der Gegenwart an den Dichter gesagt: „Das Wort des Autors wird heute nicht mehr als ein literarisches Wort, sondern als ein Bekenntnis gesucht und aufgenommen. Nur das Wort, das gelebt und vertreten wird, gilt.“ Aber wie verträgt sich das mit dem, was er nach seiner eigenen Aussage in „Innozenz und Franziskus“ zeigen will? „Die Gleichzeitigkeit einander bekämpfender, vernichtender Rechte oder Berufungen, über denen die rätselhafte Antwort der Wahrheit schwebt; es geht um die Notwendigkeit unlösbarer Konflikte in der Seele wie in der Geschichte.“ Und was soll's, wenn Hans Henny Jahn nicht nur zwei Tode auf die Fretter bemüht, sondern bald von dem „toten Tod“, bald von der „leeren Leere“ spricht, um dann wieder Tiefen wie diese zu stapeln, um nur vom „krausesten des Krausen“ zu sprechen: „Im Ungewissen selbst ist es noch Sicherheit, zu wenig Lästigen des Existenten einzuschrumpfen.“ Oder: „Es ist, wie es ist, und es ist fürchterlich.“ Weniger fürchterlich als fürchterlich wenig, möchte man ergänzen.

Die Sache wäre vielleicht erheitend, wäre die Situation, in der gespielt wird, nicht so verteuft ernst. Die Absichten beider Dichter sind zweifellos lauter, aber ihr Werk ermöglicht es dem deutschen Spießbürger aller Schichten, sich wiederum mit einem sittlich-religiösen Mäntelchen zuzudecken und die faschistischen Uniformen wiederum nicht sehen zu wollen oder nicht sehen zu lassen.

Neben dem Typischen muß es den Durchschnitt, neben den hohen Gefüden der Kunst ihre flachen Niederungen geben, wollen doch nicht nur die Kulturspalten der Zeitungen, sondern auch die Kassen der Theaterunternehmen gefüllt sein, müssen doch nicht nur gehobene Phantasie, komfortables Innenleben und gebildetes Gerede des deutschen Spießbürgers,

sondern auch Arbeitsmoral und Eifer der breiten Masse mit neuem Schwung versehen werden. Deshalb bietet zum Beispiel Gründgens an zwei von drei Tagen „Meine beste Freundin“, deshalb bietet Köln dem Volksbühnenpublikum das Darstellerverzeichnis gratis, während dem Normalbesucher ein Programm für 20 Pfennig geboten wird, und deshalb bietet sich folgendes Laienschauspiel.

„Unsere ländlichen Theatervereine haben es heute schwer. Film, Radio und Fernsehen sind es neben einer ganzen Anzahl anderer Faktoren, die dem Laienspiel das Leben sauer machen . . . Zugegeben, es ist sehr schwierig, aus dem großen Angebot an Spielliteratur wirklich gute und einwandfreie Stücke herauszufinden, denn solche sind meist thematisch darauf ausgerichtet, nur bestimmte Kreise anzusprechen. Das Schauspiel „Heideröstein“ von Peter Hardt, ganz nach bewährtem Schema aufgebaut, will volkstümlich sein, erfüllt aber notwendige Voraussetzungen dazu nur zu einem geringen Teil. Daß es in Pulheim — aufgeführt von der Theatergesellschaft „Gemütlichkeit“ — trotzdem zu einem schönen Erfolg wurde, ist das Verdienst der Spielgruppe unter Hilarius Rösgen. Als Förster Tobias Marten gab er eine abgerundete Charakterstudie; selbst Unglaubliches in seiner Rolle wußte er durch sein Spiel zu verdecken. Sehr gut als abgefeimter Bösewicht, Wilddieb und Gewaltverbrecher Eduard Daniels, der im Pulheimer Ensemble sein Debüt gab. Heinrich Rheindorf als Lehrer Gottlieb spielte den sympathischen Ehrenmann mit Korrektheit und Würde. In der Titelrolle als Heideröstein hatte wohl Albertine Buß die schwierigste Aufgabe, schlicht und mit natürlicher Anmut sich gebend . . . Das große Spielreservoir, diesmal nur zum Teil beschäftigt, ermöglicht ohne Zweifel die Aufführung von Stücken, die weniger anspruchsvoll sind, aber mehr Gehalt haben.“

Um im Tone der zitierten Lokalkritik („kölnische Rundschau“) zu bleiben: ich fürchte, die Mehrzahl der Kritiken, Aufführungen und Stücke, die ich sah, hatten nicht mehr Gehalt, auch wenn sie sich weit anspruchsvoller gaben. Und ich fürchte, aus dem entgegengesetzten Grunde als bei uns: aus der Überschätzung, ja Isolierung des Formalen, die uns in fast allen Kunstäußerungen und Gesprächen in Westdeutschland so auffällt.

Was holen Regie, Ausstattung und Darstellung aus einem Stück heraus? Und was die Kritik? Und was wiederum können Künstler und Publikum aus den Kritiken für ihre Weiterentwicklung herausholen? Jedenfalls — wenig Reales, wenig an Konkretem.

Über die Möglichkeiten der „Bühnen der Stadt Köln“ unter Herbert Maisch zum Exempel hatte ich nach den genannten drei Aufführungen ein ganz falsches Bild. Gewiß, ich hatte gesehen, daß die Schauspieler einen Text zu bringen, eine Geste zu setzen, eine Pointe zu servieren verstehen. Aber da ich immer wieder mit dem Sinn des ganzen Stücks und somit des Spiels nicht ins klare kommen konnte; konnte ich auch nicht erkennen, welche Wirkung von dem Regisseur angestrebt worden war und, folglich, wieviel davon der Darsteller verwirklicht hatte. Und noch mißtrauischer gegen meine Eindrücke wurde ich, als ich in der Presse nachlas, daß zum Beispiel die beiden Wartenden in „Godot“ — die mir schlicht auf homosexuell gespielt erschienen waren — von dieser als „Sinnbilder unserer Zeit“, von jener als kölnere Originale Tünnes und Schäl enträtselt worden waren.

Unter diesen Umständen möchte ich mich darauf beschränken, zwei klassiker-Aufführungen zu besprechen, die mir charakteristisch für das Woher

und Wohin, das Wohl und Wehe des westdeutschen Theaters zu sein scheinen.

Gotthold Ephraim Lessing: „Emilia Galotti“ in Düsseldorf

William Shakespeare: „Ein Sommernachtstraum“ in Bochum

Die Kostüme waren wunderbar auf das Bühnenbild von Theo Otto abgestimmt. Der Regisseur Kurt Hirschfeld hatte die Damen und Herren so gruppiert und ließ sie sich so bewegen, daß wirklich dem Auge gefällige Bilder entstanden. Und Solveig Thomas, Gerda Maurus, Sybille Binder, Rudolf Therkatz, Martin Benrath, Richard Münch, Ullrich Haupt und die anderen Akteure mit Namen verstanden die Verse so aufzusagen, daß sie die lebenden Stilleben so wenig wie eben möglich störten — es sei denn bei Ausbrüchen, da also, wo es sich auf der Bühne so gehört. Gestört hat lediglich das Stück. Es war von Lessing, und es hat eine Aussage, die sich beim besten Willen nicht wegdekoriert läßt.

Der Schaden bleibt trotzdem groß genug. Das Besucherring-Publikum der Aufführung, die ich sah, reizte die Orsina-Szene zu — dem Spiel der Binder nach vollauf berechtigten — Lachstürmen. Der „Kölnischen Rundschau“ nach ist die Emilia — dem Spiel der Thomas nach wiederum berechtigt — „kein Kind dieser Welt“, durch die Räume „wehend“ läßt sie von Beginn an spüren, „das geht nicht gut“. Münch überskandierte den Text so, daß nicht der Sinn, sondern die Bei- und Füllwörter Gewicht erhielten. Das sind charakteristische Einzelheiten, das Ganze war der ewigen Bühnenschablone entnommen, fern dem klassischen Werk und fern seinem lebendigen Gehalt. Und Düsseldorf ist kein Dorf, und das Theater von Gründgens gilt als das repräsentativste des Westens.

Wie schreibt doch Karl Valentin in seinem Brief an einen Theaterdirektor? „Ich selbst will ja nicht Kritik ausüben über das Stück, denn dazu bin ich als früherer Schreiner und Getreidehändler nicht befugt — aber es war gut — guter hätte es nicht sein sollen, sonst wäre es zu gut gewesen und damit verwöhnt man das anwesende Publikum im Zuschauerraum, wenn dann das nächstfolgende Stück nicht gut ist, ich meine überhaupt nicht gut, also ungut, kann man es so leicht nicht mehr gut machen... Auch sonst ist alles herrlich gewesen, besonders das neue Theatermobiliar, die kostbaren Teppiche im Zuschauerraum; schade, wenn dieser wunderbare Bodenbelag durch das Publikum abgenützt wird. Ich würde an ihrer Stelle niemand hinein lassen.“

In — darf man sagen — krassem Gegensatz zu diesem Theater die Auffassung Sellners, der als Gast der von Schalla geleiteten Bochumer Bühnen den „Sommernachtstraum“ mit der Musik von Orff inszenierte.

„Der ‚deutsche Shakespeare‘ ist ein Stück deutscher Theatergeschichte und ein Stück deutscher Misere“ (Alfred Kerr). Die Romantiker haben Shakespeare zwar nicht entdeckt, ihnen gebührt aber das große Verdienst, ihn — auf ihre Art — wunderschön und unvergänglich übersetzt und ihn einmal für die deutsche Bühne und gegen die deutschen Bühnenheroen durchgesetzt zu haben. Damit hat sich das bürgerliche deutsche Theater denn auch zufriedengegeben, während die deutschen Literaten immer neue idealistische Deutungsversuche und formale Entdeckungen feierten. Der „Sommernachtstraum“ zum Beispiel war — bei Shakespeare — und blieb — auf dem deutschen Theater — eine „Hochzeithuldigung für den Hof“. Beweis: die Me-

lodie der Verse, der Bilderreichtum der Sprache, die poetisch verzauberte Waldstimmung, die Harmonie der Rahmenhandlung, gegen die die Rüpelszenen „lediglich kontrapunktisch“ gesetzt sind, so daß die romantische Musik Mendelssohn-Bartholdys „also ganz dem Geiste Shakespeares“ entspricht. So und ähnlich die bürgerliche Literatur- und Theaterkritik.

Wie, wenn Shakespeare, der dem „Pöbel“ sicherlich nicht grün war, wenn Shakespeare auch den höfischen Hochzeitern nicht nur seine Huldigung, sondern gleichzeitig eine bittere Warnung überbringen wollte, wie; wenn er die Handwerker nicht nur als formales Gegenmotiv, sondern auch als gesellschaftliche Kehrseite der feudalen Gesellschaft zeigen wollte? Nicht auszudenken.

Gustav Rudolf Sellner, von der Musik Carl Orffs angeregt, gab es so. Er ließ sich, ausgehend von der Elisabethanischen Bühne, von Franz Mertz in einen scheunenartigen Raum eine mit viel Witz und Geschmack sozusagen zusammengebaute Podestbühne stellen. Und dieses Improvisorium war so einfallsreich ausgeleuchtet, daß es der Phantasie des Beschauers erlaubte, sich alle Licht- und Schattenspiele, den ganzen Zauber eines Urwalds selbst zu erdichten. Ich bin kein Musikfachmann, aber für die Bühne scheint mir die Musik Orffs tollschön. Sie erinnert in ihrer Frechheit, Einfachheit und in ihrem Einfallsreichtum an Gassenhauer, sie ist gestisch, sie kommentiert, unterstreicht und drängt das Geschehen vorwärts, ohne sich vorzudrängen. Sellner nutzte sie aus, pantomimisch, choreographisch, tänzerisch, und er benutzte sie, um die Schauspieler in ein echtes Ensemble zu verwandeln. Er verzichtete gar nicht auf die Musikalität, Poesie und Stimmung des Vorwurfs, im Gegenteil, aber er verzichtete auch nicht auf das Spielen der Fabel, ihrer Sentenzen und ihres Anliegens: „Die fortwährende Unterdrückung, Beschneidung und Verzerrung der — und darin: eurer eignen — Natur rächt sich bitter.“

Folgerichtig, daß die westdeutsche Kritik gerade das tadelt, was uns als wegweisend an Sellners Auffassung erscheint, und daß sie gerade das hineinlegt, was Sellner herausgenommen hat: „Wenig überzeugend war auch, daß Sellner das herrscherliche Paar nicht bewußt außerhalb aller Verstrickung im Höfisch-Gebundenen, Unangetasteten und Unantastbaren läßt, sondern in ein präventives, wenig überzeugendes Werbespiel mit amazonenhaftem Sich-Versagen und schließlichem Doch-Gewähren hineinzieht. Sehr überspielt zum Schluß auch die Rüpelszenen, in die die Musik ebenfalls mit allzu billig-travestierenden Marschklangen hineinbaut.“ („Neue Rheinische Zeitung“) „Sellner und Mertz haben damit also alles, was man Illusion nennt, ganz gründlich zerstört...“ Sie setzten an seine Stelle „etwas Besonderes, das im Bochumer Zuschauerraum jedermann überwältigte, für das man aber erst ein eigenes, relativ unverbrauchtes Wort ausdenken oder auswählen muß. Etwa das Wort ‚Magie?‘“ („Industriekurier“)

Folgerichtig, weil: „Es fragt sich, ob man den Menschen im Kohlenpott zu einer Sommernachtsreise nach Bochum raten soll. Sie könnten dort nämlich ganz unversehens entdecken, welchen ungeahnten Zaubers die Bühne fähig ist, eine höchst gefährliche Entdeckung, denn das verdirbt einem leicht den Appetit auf das sonst jetzt übliche Theater.“ („Rheinischer Merkur“) Die zuletzt zitierte Kritik ist mit „Sprengladung aus Darmstadt“ überschrieben — und Sprengladungen sind in Westdeutschland dann nicht beliebt, wenn sie gesellschaftskritischer oder ästhetischer Natur sind.

Bemerkungen

Kurze Sachen

Der Autor

Ein Autor, von dem endlich ein Artikel in der Zeitung erschienen war, beschwerte sich in der Redaktion, daß man ihm ein gutes Drittel gestrichen habe. „Die besten Sachen“, betonte er.

„Aber unwichtig“, sagte der Redakteur. „Ballast wirft man ab, wenn man aufsteigen will. Außerdem leiden wir an Platzmangel.“

Das behaupten alle Redakteure, dachte der Autor und beschloß folgerichtig, sich auf „kurze Sachen“ zu legen.

„Zu wenig Klarheit“, sagte der Redakteur, als er ihm die vierte kurze Sache zurückgab. „Dabei haben Sie wirklich einen guten Gedanken gehabt. Aber mehr konzentrieren und besser ausfeilen.“

Der Autor feilte. Man sah geradezu die Feilstriche.

„So geht es auch nicht“, meinte gutmütig der Redakteur und fuhr zart mit dem Bleistift über die Unebenheiten hin. „Da ist es schon besser, Sie schreiben das Ganze um. Keine Bangel Kisch hat seine Geschichten manchmal zehnmal und mehr umgeschrieben, bis sie ihm gefielen.“

Idiot! dachte der Autor, mir gefällt's. Aber schön, von mir aus! Er schrieb seine kurze Sache elfmal um.

Und da hatte sie wieder die gleiche Fassung wie am Anfang. Der Autor hieß eben nicht Kisch; und er war auch gar kein Autor.

Der Redakteur

„Ich wollte mich nur nach meinem Manuskript erkundigen“, sagte der junge Dichter Klaus Heidenreich und übergab dem ebenso jungen Mann hinter dem Schreibtisch den Anmeldezettel.

„Heidenreich, Heidenreich...?“ murmelte der junge Redakteur. „Kann mich im Moment nicht entsinnen. Was wars denn für ein Manuskript?“

„Ein Gedicht, 'Abendfrieden' heißt es.“

„A.h so... ein Gedicht. Lyrik nicht wahr? Na, das werden wir gleich haben.“ Der Redakteur erhob die Stimme und rief: „Edith!“

Aus dem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, kam es zurück: „Edith ist bei Bönitz.“ Bönitz war der Chefredakteur.

„Dann bringen Sie doch mal die Mappe mit den Gedichten. Die grüne, wissen Sie, die mit der abgerissenen Ecke. Sie liegt in Ediths Fach. Ganz unten.“

Ein kleines Fräulein brachte die grüne Mappe. Der Redakteur blätterte. Erst einmal vorwärts und dann, etwas langsamer, wieder zurück. „Abend an der Spree, ist es das?“

„Nein, 'Abendfrieden' bitte.“

Der Redakteur hatte zu Ende geblättert. „Ist nicht bei“, sagte er. „aber das finden wir schon.“ Er sah Heidenreich zuversichtlich an.

„Hoffentlich bald“, meinte der junge Dichter. „Ich habe nämlich einen Frühlingsabend darin eingefangen, und der Mai geht schon langsam vorüber. Wenn Sie das Gedicht nicht bringen wollen...“

„Wieso nicht bringen? Habe ich noch nicht gesagt. Ist es lang?“

„Das Gedicht? Hier ist ein Durchschlag.“

Der Kollege nahm das Blatt. „Zwei Strophen“, sprach er vor sich hin, „nicht übel“, und dann las er. Er las sogar zweimal. „Doch“, sagte er dann, „das gefällt mir, bloß irgendwo fehlt da etwas. Er blickte nochmals in das Manuskript. „Dann sehen Sie mal hier: ... und lächelnd streicht der Schlaf die müden Augen“, das klingt doch reichlich pessimistisch.“

„Wieso“, sagte Heidenreich, „'Abendfrieden'.“

„Gut, aber unsere Jugend ist optimistischer. Unsere Jugend tanzt am Abend. Die Freude über die Arbeitserfolge und die Freude auf die von morgen, die haben Sie nicht darin.“

„Die liegt doch im Abendfrieden, in unserem Abendfrieden wenigstens.“

„Sie fühlen das, zugegeben, und ich fühle das auch. Deshalb gefällt mir ja Ihr Gedicht, aber der Leser will das doch ganz klar von uns wissen.“

„Oder ganz tief empfinden“, sprach der Dichter und griff nach dem Blatt. „Übrigens, tanzen macht auch müde“, und schalkhaft setzte er hinzu: „... und lächelnd streicht der Schlaf die müden Augen.“

Der Redakteur sprang auf. „Richtig“, sagte er, „bringen Sie das noch rein. Aber nicht mehr als drei Strophen. Im ganzen natürlich.“

Heidenreich lächelte und ging. Bald darauf kam Edith. Ihr Blick fiel auf die grüne Mappe, die noch auf dem Schreibtisch lag. „Du, hör mal“, sprudelte sie los, „als Du zu Tisch warst, hat Bönitz angerufen. Er wollte für die Sonderausgabe ein Gedicht haben. Für die erste Seite. Wie findest Du denn das? Er hat sich die grüne Mappe runterbringen lassen und hat auch gleich eins gefunden. Du, er war eingeschmuppt, daß wirs noch nicht gebracht haben. 'Abendfrieden' heißt es oder so ähnlich. Es soll von einem sehr begabten Nachwuchsdichter sein. Mir gefällt es übrigens gut.“

„Mir auch, das habe ich sogar eben dem Dichter persönlich gesagt“, antwortete stolz der junge Nachwuchsedakteur.

Hoffentlich wird er eimer.

Leo Menter

Dem deutschen Spießler mitten ins Herz!

Daß man in Schwabing, dem münchener Montmartre, ein Kabarett antrifft, ist eigentlich nichts Außergewöhnliches. Oder doch? Ja, es ist schon etwas Besonderes, wenn in Westdeutschland ein Ensemble, das sich als ein Kabarett ausgibt, auch vom Kritiker lauterem Herzen als solches bezeichnet werden kann. Denn was man im allgemeinen unter dieser Firma vorgesetzt kriegt, ist entweder läppisches Geblödel oder traurig-feierliche Geistreichelei, mit der sich einige professionelle

Kaffeehausbesitzer dicke tun. Hier aber ist eine Handvoll begabter Künstler zusammengelassen, die (man denke!) sogar Zeitung lesen und wagen, zu den darin beschriebenen Unerfreulichkeiten auch noch eine eigene Meinung oder gar Kritik zu äußern! Es sind die „Kleinen Fische“, die seit über einem Jahr in der Schlammputze westdeutscher Restauration um ihr Leben schwimmen.

Im April 1953 versandten die „Kleinen Fische“ ihre erste Einladung, in der es hieß: „Wir haben den Mut, um nicht zu sagen: die Frechheit, auf dem altehrwürdigen Boden Schwabings ein literarisches Kabarett zu eröffnen. Bitte kommen Sie bald, da man nie wissen kann, ob wir nicht schnell wieder pleite sind.“ Sie gingen nicht pleite und konnten jetzt ihr Einjähriges feiern. Es gibt nämlich doch immer noch Menschen, deren Humorbedürfnis sich nicht in Comic Stripes erschöpft. Mit staatlichen Subventionen kann dieses Kabarett natürlich nicht rechnen, denn es ist in seiner Tendenz nicht angetan, sich die Herren Adenauer, Würmeling und Hundhammer zu Freunden zu machen. Letzterer verhalf der Künstlergruppe kürzlich unbeabsichtigt zu „publicity“, als er einer mit Anti-Kriegs-Tendenz erfüllten Veräppelung des Familienministers wegen eine Rundfunksendung vom Programm absetzen ließ, obwohl sie über UKW schon zu Gehör gebracht worden war. Beredetes Zeugnis westlicher Demokratie! Dankenswerterweise veröffentlichte die Münchner Abendzeitung, die häufig noch eine Lippe zu riskieren wagt, am nächsten Tag den Wortlaut des anstößigen Textes.

Die kleinen Fische sind bissig wie ihre Urwaldkollegen, die ein Warzenschwein, wenn es zu ihnen ins Wasser gefallen ist, in Sekunden-schnelle zum Skelett abnagen. Auch die „Kleinen Fische“ lassen keine Fleischfaser an ihren Opfern, die sie mit messerscharfer Ironie, mit Spott oder ätzendem Hohn angreifen. Keine Spießler-Institution bleibt verschont. Sie geißeln den sturen Kommunistenhaß ebenso wie die Nacktanzbars, die von der Besatzungs-

macht so sehr geliebt werden. Die säbelrasselnden Studenten-Verbindungen wie die Reichswasserleiche Christina Sodbrand nehmen sie gleichermaßen aufs Korn. Weder spießige Vereinsmeierei noch der Militarismus, weder der Klammfimmel noch der Freistilringkampf bleiben ungeschoren. Als kleine Stilprobe:

Der Spießer

Er hat einen Bauch
und ein Kindergesicht,
liebt dicke Zigarren und Bier.
Er ist ein Spießer
und weiß es nicht,
kann nicht mal was dafür.
Er geht montags kegeln,
klopft mittwochs Skat,
geht am Samstag ins Gräbe,
am Sonntag ins Bad
und wöchentlich einmal zu seiner Frau —
Pflicht ist Pflicht, das weiß er genau!
Er arbeitet fleißig,
treibt Politik
(stets die gewünschte),
so wurde er dick.
Dann stirbt er als knorrige alte Eiche:
ein guter Bürger! Selbst noch als Leiche.

Die meisten der Texte schreibt die künstlerische Leiterin selber: Therese Angeloff. Die begabten Schauspieler: Ingrid van Bergen, Lia Pahl, Anita Bucher, Hannes Ganz, Erich Sehne.

W. Baranowsky (München)

Photokina 54 in Köln

Die farbenfrohen Fahnen der sechzig ausstellenden oder dargestellten Nationen weisen den Weg — vorbei an dem atemberaubenden, das moderne Stadtbild beherrschenden Dom, über die kühn geschwungene Eisenbahn-Rheinbrücke.

In den sechs großen Hallen ein Menschen- und Stimmendurcheinander wie auf einem Rummelplatz am Samstagabend. Man hört alle Sprachen. In acht Tagen sahen die Ausstellung fast zweihunderttausend Besucher!

Die Fachleute stürzen sich auf die erstaunlichen technischen Neuerungen; in wenigen Jahren — was für ein Weg! Neben der gar nicht zu verachtenden 14-Mark-Box die hoch-

wertige Präzisionskamera mit ihrem ganzen System an Zusatzobjektiven, -Geräten, Spezialausrüstungen, Photo-Zubehör, Materialien, Chemikalien, Labor-, Bearbeitungs- und wissenschaftliche Apparaturen, Röntgen, Reprographie, Stereo-, Filmaufnahme- und Wiedergabe-Geräte. Und die „Knüller“: die Kamera, die um die Ecke schießen kann, die Unterwasser- und 3D-Kamera.

Weniger effektiv in der Aufmachung die Stände unserer Deutschen Demokratischen Republik. Die Ausstellungsleitung hat sie äußerst ungünstig placiert, aber die Stände sind dennoch von Freund und Feind umlagert. Die hochwertigen, mit vielen technischen Neuerungen ausgestattete Qualität unserer Photoindustrie hat nicht wenige, die als Feinde kamen, als Freunde gehen lassen. Die Abschlüsse beweisen es.

Den Liebhaber — erkenntlich an umgehängter „Bereitschaftstasche“ — interessiert das künstlerische Ergebnis, die nach verschiedenen Gesichtspunkten gegliederten Bildausstellungen, nicht weniger. Wieviel vermag das Photo einzufangen von der Eigenart eines Landes, seiner Geschichte, Landschaft, Architektur und Kultur, von seinen Pflanzen, Tieren und Menschen! Und wieviel verrät darüber hinaus die Kameraführung und Bildgestaltung von den künstlerischen Traditionen und Auffassungen einer Nation! Die Holländer zum Beispiel lieben malerisch weiche, oft getönte Bilder, während die Amerikaner unbestechlich hart, das Dokumentarische betonend, photographieren. Die Aufnahmen der Japaner sind ihrer Graphik verschwimmt, wie die deutsche Landschaftsfotografie oft die Stimmungsmalerei der klassischen deutschen Landschaftsmalerei anstrebt.

Der Liebhaber hat schließlich Gelegenheit; die technisch und künstlerisch oft erstaunlich kühnen und souveränen Arbeiten seiner Amateur-Kollegen zu bewundern, nicht zuletzt die von Schülern und Studenten, die in einer Sonderschau zusammengestellt sind. Der Erziehungs- und

Bildungswert dieses Hobbys wird nachdrücklich vor Augen geführt. Wirklich: „Wer photographiert, hat mehr vom Leben.“

Wußten Sie, was die elektronisch-stroposkopische Ausrüstung für die Hochfrequenz-Kinematographie bedeutet? Beherrschen Sie — wenigstens in der Theorie — die Technik der Phasenbilder, durch die man sozusagen die Bewegung selbst auf einem einzigen Bild festhalten kann? Die der Schlieren-Aufnahmen, die zum Beispiel eine Schallwelle zu verfolgen und einzufangen vermag? Die des Interferogramms? Ist Ihnen geläufig, daß man mit einem Blitz von ca. einer Millionstel Sekunde photographieren kann — die Explosion eines Pentolitstabes oder eine Gesschoßfolge, zum Exempel? Begriff ich trotz aller Erläuterungen so gut wie nichts, so begriff ich doch einigermaßen die wissenschaftliche Bedeutung solcher Experiment-Aufnahmen, und ihre merkwürdig spröde, mathematisch abstrakte, grafische Schönheit fesselte mich: So die in jeder Phase harmonischen, an ornamentale Kunst reichenden Formen, die sich bei der Veränderung eines Kristalls zeigen. Oder: Ein Tropfen Milch fällt auf einen Teller mit wenig Milch und bildet für einen Augenblick ein zauberhaft filigranes Krönchen. Oder: Ein Blitz schlägt in magnetisches Metall ein.

Rund um die „Photokina“ eine Unmenge Fachvorträge und Tagungen. Ich geriet in ein Referat über „Farbfilm und Raumfilm — ihre dramaturgischen und technischen Probleme“, das sich im Verlauf der Diskussion mehr und mehr auf die finanz- und markttechnischen Probleme erweiterte. Denn dies war die

Perspektive. Ein kleiner Kasten mit Namen „Telemeter“ wird in der guten Stube bei Jedermanns stehen und nach Einwurf einer bestimmten Münze einen Film zeigen und dabei nicht vergessen, auch den Hersteller zu notieren: Goldwyn-Mayer, Paramount oder Rank-Film. Jungbrunnen für das todkranke, vom Fernsehen bedrohte Hollywood oder Sarg für das „Kino von nebenan“? Ungeahnte Möglichkeiten — für die Kunst oder für den Kitsch? Die Experten stritten sich noch, als ich ging — ins Theater.

(verspatet veröffentlicht)

Liebe Weltbühne!

Ging ich doch neulich mit meiner Frau, wie allmonatlich, in den Friedrichstadt-Palast, um mir eines der dort üblichen, mal mehr, mal weniger guten Programme anzusehen.

Bis zum Auftritt des wundervollen, uns sämtlichen menschlichen Schwächen aufzeigenden Alexis war auch alles wie immer. Gute, saubere Artistik! Zufrieden lehnte ich mich in meinem Sessel zurück und dachte: Na ja, sehr nett das alles.

Dann kam die Pause, und danach hing es an: Der Vorhang öffnete sich; ich sah ein Bühnenbild, das mich sofort in gute Laune versetzte. In der Mitte der Bühne saß das Orchester des Friedrichstadt-Palastes — und dann — Musik! Musik, die mich aulhorchen ließ, hervorragend arrangiert und dargebracht. Dann kam das Ballett des Hauses, ich kenne es schon länger. Aber was ist mit diesen Mädchen geschehen? Die können ja auf einmal tanzen! Wer hat das Wunder vollbracht? Die sind ja aufgewacht! Ich schließe die Augen und höre nur Melodien. Mit geschlossenen Augen denke ich zurück: wo bin ich? Ist es wirklich 1954 oder irre ich? Sitze ich im gleichen Hause bei Erik Charell oder gar in der alten Skala? Ich mache die Augen wieder auf: es stimmt, ich sitze im Friedrichstadt-Palast, und auf der Bühne geht der Rausch in Farben, Tanz und Musik weiter. Schön, daß es sowas noch gibt! — Als der Vorhang sich schließt, stehe ich auf und schicke einen stillen Gruß hinter die Kulissen. Wenn nicht immer so, lieber Freund Lupo!

Hajo Keller

Herausgeber: Maud v. Ossietzky und Hans Leonard

Chefredakteur: Hans Leonard

Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1748 des Amtes für Literatur und Verlagswesen der Deutschen Demokratischen Republik

Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., Berlin-Pankow, Florastraße 79

Telegramm-Adresse: Weltbühne, Berlin — Tel. Redaktion: 48 55 27, Verlag: 48 55 28

Erscheint jeden Mittwoch

Einzelpreis: 50 Pfennig, vierteljährlich 6,50 DM — Postscheck-Konto: Berlin 158 780

Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, Filiale Kurstraße, Konto-Nr. 1/1864

1/7/1 Druckerei Aktivist, Rüdersdorf bei Berlin

Die Legitimation des Kusses

Die Zeitung „Junge Welt“ vom 11. 5. 1954 brachte das folgende erbauliche Gedicht:

Jung sind wir — und küssen uns

Ich hab' ein Mädchen lieb
Und sie mich auch,
Wir kommen oft zusammen —
Und ein Kuß ist kein Verbrechen,
Denn wenn wir über uns und über heute sprechen,
Und über morgen gar,
Dann müssen wir uns küssen.

Wenn sie erzählt von ihrem Lernen und Studieren,
Wenn schwärmend ihre Augen schauen,
Was sie spricht und mir erklärt, —
Dann wäg' ich nicht —
Ich muß sie einfach küssen —
Und danach küßt sie mich.

Ich küß sie wieder,
Und ich bin so froh, —
Und sage ihr, wie weit das Haul gewachsen ist —
Und sprech' von unsrem, das wir später bauen,
Vom Motorrad, das wir uns kaufen wollen, —
Vom Walde und vom See,
Auf denen Frieden ruht —
Und wir in ihm, —
Sie hört mir zu,
Und alles Glück der Erde,
Erähne ich für sie und mich und alle —
Und sag' es ihr —
Und sag' ihr auch, wie wir es schaffen werden.

Dann küßt sie mich,
Ich muß sie wieder küssen
Und weiß genau: Ein Kuß ist kein Verbrechen,
Denn wenn wir über uns und heute sprechen, —
Und über morgen gar, —
Dann müssen wir uns küssen!

Wir wußten es ja: der Tag, an dem der Kuß zur legitimen Handlung erklärt würde, er mußte kommen. Den lichtscheuen Motiven einiger Avantgardisten, welche sich auf Adam und Eva zu berufen pflegten, wird nun mannhaft entgegengetreten. Präzise Erkundung der Kuß-Kausalität rückte, dessen wahre Bedeutung in das Rampenlicht moderner Aufklärung. Damit müssen alle regressiven Schranken niedergelegt sein. Die individualistische Isolation nun küssend durchbrechen! Die Massenbasis des Kusses ist kein Traum mehr, dank aufsehenerregender lyrischer Publikation eines vielversprechenden jungen Dichters.

Reginald Rudolf

Antwort

Liebe Mitropa!

Welch reizende Überraschung! Die Glosse „Berlin bei Nacht“ (Weltbühne IX/6 vom 10. 2. 1954) ist erst ein Vierteljahr alt, und schon hatert Ihre Antwort auf den Redaktionstisch der Weltbühne. Wie schön, daß bei der Mitropa solche Angelegenheiten gewissermaßen im Schnellzugtempo erledigt werden. Ganz durchgelesen zu haben scheinen Sie den bewußten Beitrag allerdings nicht — das war wohl in der kurzen Zeit von Februar bis Mai kaum möglich —, sonst hätten Sie dem Schneider keine „Bummelstreckigkeit“ angedichtet, denn was eindeutig beschrieben wurde, war Schneiders nächtliche Arbeitspause. Originell ist die von Ihnen vorgeführte Methode, sich eine Kritik vom Halse zu schaffen, indem Sie, da* Wort „Kritik“ in Anführungszeichen setzen, platterdings ein Höhepunkt moderner Polemik. Auch ist es zwar nicht einleuchtend, aber doch recht verblüffend, daß Sie das unhöfliche Benehmen Ihrer Mitarbeiter als Bemühung um „fachliche und politische Qualifikation“ ausgeben. Vielleicht sollte ich Ihnen gründlich antworten, aber da werde ich es genauso halten wie Sie: ich werde mir das in aller Ruhe überlegen — ungefähr drei Monate lang.

Lothar Kusche

Wunderlich, unheimlich

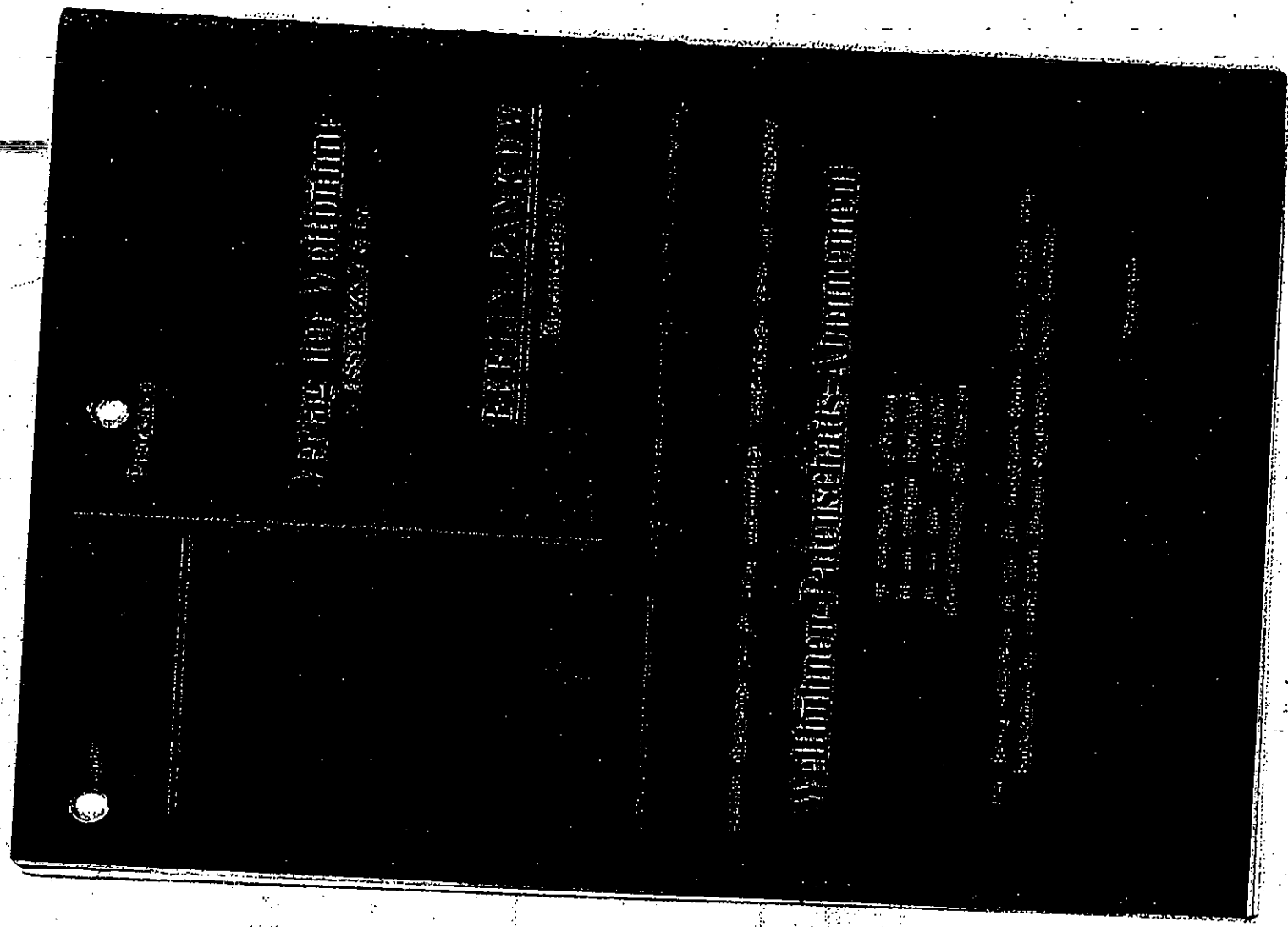
in dieser Zeit hat sich die Welt, das Welt-
geschehen, Weltumgewandeltes, verändert, ver-
ändert. Ein solches, das den Menschen
nicht nur in den Augen der Menschen, nicht
„schon“ und ist nicht, was es ist, sondern
Wunderlich, unheimlich zu sein.

Man kann sich nicht vorstellen, sondern
das Weltliche ist, unheimlich, das Welt-
liche, unheimlich, unheimlich, unheimlich,
es ist unheimlich, in diesem, es ist unheimlich,
das ist unheimlich, unheimlich, unheimlich,
das ist unheimlich, unheimlich, unheimlich.

Die Welt, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche.

Die Welt, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche,
das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche.

Das Weltliche, das Weltliche, das Weltliche.



FRANKFURT

VERLAG DER UNIVERSITÄT
FRANKFURT A. M.

FRANKFURTER
UNIVERSITÄT

Wissenschaftsverlag

FRANKFURT A. M.

VERLAG DER UNIVERSITÄT
FRANKFURT A. M.